Die Basler Mission auf der Goldküste

P. Steiner

Handbücher zur Missionskunde

Dritter Band

Die Basler Mission
auf der Goldküste

Von

P. Steiner

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1909

Die Basler Mission

auf der Goldküste

Von

P. Steiner

Mit Bildern und einer Karte der Goldküste

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1909

Alle Rechte vorbehalten.

Nachstehendes Handbuch ist eine erweiterte und ergänzte Ausgabe der in zwei Auflagen erschienenen Schrift „Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste". Wir hoffen, die kurze geschichtliche Darstellung dieser Mission mit ihrem gegenwärtigen Bestande werde zum Studium derselben die nötige Handleitung darbieten, und wir lassen daher das Büchlein in seiner neuen Gestalt mit dem Wunsche ausgehen, daß es recht vielen Lesern zum innern Antrieb dienen möge, jenem Missionswerk an der westafrikanischen Küste ihre Liebe und Teilnahme zu schenken.

P. St.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Pretoria, Library Services

https://archive.org/details/diebaslermission00stei

Inhalt.

		Seite
1.	Die Goldküste und ihre Bewohner	1
2.	Ein fruchtloser Missionsversuch	10
	a) Im achtzehnten Jahrhundert	10
	b) Fünfzig Jahre später	13
3.	Ein neuer Anfang	19
	a) Auf den Höhen des Akwapemgebirges	19
	b) Im Küstengebiet:	
	In Christiansborg	29
	In Abokobi	35
4.	Ausdehnung nach Norden und Osten	40
	a) Im Urwald von Akem	40
	b) Unter den Palmbauern von Krobo	46
	c) An den Ufern des Volta	52
5.	Äußerer und innerer Ausbau	60
6.	Ein Vorstoß gegen Asante	74
	a) Gründung der Station Abetifi	77
	b) Gründung der Station Begoro	80
7.	Nach fünfzig Jahren	83
	a) Eine Jubelfeier	83
	b) Visitation des Arbeitsfeldes	87
8.	Fortschritt und Hemmung	92
	a) Wieder am Volta	92
	b) Ein Verfolgungssturm	96
9.	Neue Aufgaben	105
	a) Die ärztliche Mission auf der Goldküste	105
	b) Nach Westen	109
10.	Einmarsch in Kumase	113
11.	Rückblick	121
12.	Übersichtstabelle der B. M. von 1828—1908	136
13.	Statistik der Basler Mission	142
	Register	143

1. Die Goldküste und ihre Bewohner.

Einer der bekanntesten Küstenstriche Westafrikas ist die Goldküste, die zirka 150 Stunden lang sich vom Fluß Assini bis zum Voltastrom hinzieht und 6 Grad nördlich vom Äquator liegt. Sie zählt streckenweise zu den schönsten und fruchtbarsten Gebieten Afrikas, zumal in Gegenden, die nicht unmittelbar am Meeresgestade liegen. Schön bewaldete Bergketten, die am westlichen Seestrand aufsteigen und sich landeinwärts ziehen, Hügel von sanften, wellenartigen Formen und einzelne Bergkegel, die sich aus der Küstenebene erheben und den Seefahrer von ferne grüßen, streifen das Auge. Weite Grasflächen von parkartigem Charakter, fruchtbare mit niedrigem Wald bewachsene Flächen, wohlgepflegtes Kulturland mit Palmen- und Bananenhainen, mit Mais- und Jampflanzungen, sowie dichter Urwald bedecken die verschiedenen Landstriche. Lagunen lagern sich hinter den von einer tosenden Brandung bespülten Dünen und liefern den Bewohnern des Landes Fische und Meersalz. Rinnsale bewässern da und dort das Land, versumpfen es aber auch zur Regenzeit und setzen ganze Strecken unter Wasser. Unter den Binnengewässern, die in vielverschlungenen Linien dem Busen von Guinea zufließen, nimmt der schiffbare Volta den ersten Platz ein.

Der durchschnittlich 8 bis 10 Stunden breite Küstenstrich, hinter dem sich der ganzen Länge nach ein malerisches Gebirge erhebt, teilt sich deutlich in zwei Streifen. Der eigentliche Küstensaum zieht sich als eine trockene, einförmige Sandebene am Meere hin, an dessen Gestade sich unter Kokospalmen versteckt auf den Dünen die Dorfschaften der Eingeborenen zeigen. Im ganzen ist diese wellenförmige Ebene wenig angebaut und nur mit hohem Gras und vereinzelten Baumgruppen bewachsen, unter denen die Euphorbien, Baobab und Fächerpalmen hervorragen. Besonders aber ziehen die unzähligen, 6 bis 12 Fuß hohen Bauten der Termiten den Blick auf sich. Je einförmiger dieser äußere Ufersaum aussieht, um so schöner und üppiger zeigt sich der innere, zweite Strich der Küstenebene, der sich am Fuß des dichtbewaldeten Gebirges hinzieht. Hier, wo der Regen reichlicher fällt und der Tau des Himmels das Gefilde befruchtet, finden sich zahlreiche Pflanzungen mit kleinen Ortschaften und Dörfergruppen, die von der zur Küste gehörenden Bauernbevölkerung bewohnt sind. Und steigen wir erst das Gebirge hinauf, da tritt uns auf den Kämmen, den Abhängen und tiefeingeschnittenen Tälern desselben eine Fruchtbarkeit und Fülle der Vegetation entgegen, wie sie nur die Tropen unter den erforderlichen günstigen Bedingungen ins Leben zu rufen vermögen. Da bedeckt nicht nur herrlicher Hochwald die Kämme der Bergzüge, sondern der Bewohner des Landes kultiviert auch den Boden. Große Ortschaften und unzählige Weiler finden sich allenthalben zerstreut im Tal und auf der Höhe, wo man dem fruchtbaren und wohlbewässerten Lande ohne sonderliche Mühe die reichsten Erträge abgewinnt. Der Hochwald des Gebirges aber geht jenseits des steilen Abfalls in den unermeßlichen Urwald von Akem über, der ungeheure Flächen bedeckt und eine gewaltige Urwildnis darstellt. In ihr verliert sich fast die dünne Bevölkerung,

die vor Zeiten meist nur der Jagd und der Goldgräberei nachging, in neuerer Zeit aber auch etwas Ackerbau treibt, Kakao pflanzt und die Erzeugnisse des Urwalds, besonders Kautschuk und Kopal, für den Handel auszubeuten sucht.

Die Pflanzenwelt ist außerordentlich reich. Alle tropischen Gewächse gedeihen hier unter dem Himmel eines ewigen Sommers in üppiger Fülle. Verschiedene Arten von Palmen — vor allen die Öl-, Kokos- und Raphiapalme — erheben da ihre stolzen Häupter; Banane und Pisang gewähren im Verein mit Jam, Mais und Maniok dem Neger seine tägliche Nahrung. Erdbohnen, Mais, Kaffee und Zuckerrohr reifen zu zweimaliger Jahresernte; Pfeilwurz und Reis wird in manchen Gegenden des Gebirges gepflanzt; Indigo und Rizinus wachsen wild, und vor allem gedeiht die Staude des Pfeffers, sowie die köstliche Frucht der Ananas und Guave. Baumwolle wird da und dort im Innern gezogen und liefert reichen Ertrag. Duftende Orangen- und Limonengruppen, dichtbelaubte Mangobäume und Tamarinden, die manches Dorf, manchen einsamen Weiler umstehen, spenden goldige Früchte und kühlenden Schatten. Die Wälder aber mit den gewaltigsten Gebilden der Pflanzenwelt hegen eine Unzahl von Nutzhölzern und die feurigsten Gewürze, während der Schoß der Erdrinde das edle Metall des Goldes birgt und die Flüsse Goldsand mit sich führen. Und selbst da, wo die Hand des Menschen den Boden gar nicht baut, schießt aus demselben ein Gras- und Baumwuchs hervor, von dem man im nordischen Europa keine Vorstellung hat.

Mannigfaltig ist auch die Tierwelt der Goldküste. Zwar ist ihr gewaltigster Vertreter, der Elefant, schon längst aus den Küstengebieten verdrängt und findet sich nur noch in den unermeßlichen Urwäldern des Hinterlands; aber in den Klüften der Berge und an deren wal-

digen Abhängen lauert der Leopard und holt sich des Nachts manches Schaf, manches Zicklein aus den schlecht verwahrten Gehöften der Negerdörfer. Hyänen und Schakale durchstreifen auf nächtlicher Runde die Küstenebene und lassen ihr heiseres Geheul ertönen. Büffel haben ihr Revier in den sumpfigen Niederungen der Flüsse, und scheue Antilopen tummeln sich in der weiten Savanne, wo sie besonders in der Nähe von fließenden oder stehenden Gewässern zu finden sind. Buntgefiederte Vögel, darunter die Kolibri und allerlei Finkenarten, vor allen die lärmenden Webervögel mit ihren kunstvollen Nestern, bevölkern die Grasebene und die niedere Buschregion. Die Urwälder sind belebt vom kreischenden Geschrei der Papageien und dienen den munteren Affenfamilien als Tummelplatz und bergendes Heim. Die Flüsse wimmeln von gefräßigen Alligatoren, die auf den Sandbänken sich sonnend ihren gepanzerten Riesenleib strecken oder im dunkeln Mangrove auf Beute lauern. In den Fluten des Rio Volta tauchen Flußpferde, während eine Unzahl von allerlei Wasser- und Sumpfvögeln — wilde Enten und Flamingo — die Ufergelände beleben und dem Fischfang obliegen. Besonders reich aber ist das Land an giftigen Reptilien, an Schlangen aller Größen, die als gefährliche Feinde von den Bewohnern zwar ohne Unterlaß verfolgt, aber unausrottbar in ihren Schlupfwinkeln in Wald und Steppe, im Gestein und Kaktus ihr unheimliches Dasein fristen. Sehr lästig sind auch die großen Scharen von Wanderameisen, die allen lebenden Wesen nachstellen, die giftigen Skorpione und blutsaugenden Moskito, die besonders den Küstensaum, die sumpfigen Ränder der Lagunen und Flüsse bevölkern.

So fruchtbar und reich das Land ist, so ungesund ist es aber auch; denn aus den stehenden Gewässern und sumpfigen Landstrichen entsteigen Fieber erzeugende Miasmen, Malarien, die das Blut des Menschen ver-

giften, und denen der kräftigste Europäer, ja selbst der Eingeborene gar leicht zum Opfer fällt. Das kann auch nicht anders sein, da das Land im großen und ganzen sich in einem kulturlosen Zustand befindet, dem gegenüber keine rührige Hand Wandel schafft. Da ist kein Fluß reguliert, keine Dämme schützen vor Überflutung und Versumpfung, keine Abzugskanäle leiten die Gewässer in bestimmte Bahnen; üppig wuchert vermöge der tropischen Triebkraft Gras, Schilf und Wald empor, und der modernde Abfall, von Feuchtigkeit durchzogen und von der tropischen Sonne bebrütet, wird durch diesen Zersetzungsprozeß zur verderblichen Pestilenz für Land und Bewohner. Diese aber ersehen bei ihrer Bedürfnislosigkeit und der Fülle der vom Schöpfer gespendeten Gaben keinen Grund, den Boden unter eine rationelle Bearbeitung zu nehmen. Vollends von einer Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse weiß der Neger nichts.

Die Bewohner der Goldküste gehören politisch und sprachlich mehreren Völkerschaften an. Im westlichen Teil, sowie in den Gebieten des Hinterlandes sitzen eine Reihe größerer und kleinerer Stämme, die man unter dem gemeinsamen Namen des Tschi-Volkes zusammenfaßt und die alle ein und dieselbe, nur durch Mundarten verschiedene Sprache reden. Zu ihnen gehören vor allen die Asanteer, Fanteer, Akemer, Akwapemer u. a. Der östliche Teil hingegen, vom Küstensaum an einige Meilen landeinwärts, ist von den Akra- oder Gâ-Negern bewohnt, denen sich ihre Sprachvettern, die Adangmeer im Osten und Nordosten anschließen. Da und dort sind auch noch einige Reste der ursprünglichen Guan-Bevölkerung mit eigener Sprache anzutreffen. Wie alle diese Negerstämme sich in ihrer äußeren Erscheinung nur wenig unterscheiden, so ist auch ihre soziale und religiöse Stellung so ziemlich dieselbe.

Jene wurzelt vornehmlich in der Familie, deren

Kreis ein ziemlich weiter ist und alle möglichen Glieder derselben unter einem gemeinsamen Familienoberhaupt einschließt. Zwar genießen die einzelnen Familienglieder eine verhältnismäßige Selbständigkeit und arbeiten auch für eigene Rechnung, aber die Zusammengehörigkeit ist doch eine so geschlossene, daß sie in allen Lebensverhältnissen treu zu einander stehen. Einen besonders wunden Fleck des sozialen Lebens bildet die allgemein herrschende Vielweiberei und die damit zusammenhängende untergeordnete Stellung der Frau. Diese erwirbt sich der Neger in der Regel durch eine Morgengabe, wodurch sie rechtlich an ihn gebunden ist. Demgemäß ist die Stellung des Weibes zum Mann meist eine sklavische. Nie wird die Frau mit dem Manne essen oder mit ihm ausgehen, höchstens hinter ihm her. Sie muß den Ehegatten bedienen, für ihn kochen und sich weiblich plagen, um den Lebensunterhalt für sich, den Mann und die Kinder zu erwerben. Da gibt es keine gemeinsamen Interessen, die beide Teile miteinander verbinden. Die Kinder sind während ihrer ersten Lebensjahre ganz der Mutter überlassen, und erst, wenn das Mädchen erwachsen und der Knabe zur Arbeit herbeigezogen werden kann, macht der Vater seine Rechte geltend.

Vieles in den Zuständen der Neger erinnert an die patriarchalischen Zeiten des Volkes Israel, nur mit dem Unterschied, daß sie mittlerweile jahrtausendelang ihre eigenen Wege gegangen und dadurch in die Finsternis und die Greuel des Heidentums versunken sind. Daß ein Gott sei, ist zwar auch den Negern ins Herz geschrieben. Sie führen seinen Namen als „Höchster", als „Vater" und „Schöpfer der Welt" im Munde; aber wie alle Heiden, haben sie des Dankes gegen ihn vergessen und dienen ihm nicht im Geist und in der Wahrheit. Darum ist er in ihrem Bewußtsein in den Hintergrund getreten, und statt seiner, dem sie sich ferne fühlen, be-

völkert ihre Phantasie die ganze Welt mit einem Heer von Fetischen, worunter sie sich Geister denken, denen Gott die Regierung der Welt übergeben habe und die in Bäumen, Flüssen, Lagunen, Felsen und Termitenhügeln ihre Behausung haben können. Es sind dies gute und böse Geister, die wohltun und strafen. Dem Neger liegt deshalb alles daran, den Zorn dieser Geister nicht zu reizen und ihre Gunst zu erkaufen. Letzteres geschieht namentlich durch mancherlei blutige und unblutige Opfer an die Fetischmänner. Diese sind meist durchtriebene Schurken, die durch allerhand Gaukeleien, durch Lug und Trug das Volk und die einzelnen in ihrer Knechtschaft zu halten und zu immer neuen Opferspenden anzutreiben wissen. Die verständigeren und oft betrogenen Neger kennen zwar den Charakter ihrer Priester und deren betrügerische Handlungsweise; aber etwas muß der Mensch fürchten. So fallen sie denn, da sie die Furcht Gottes nicht kennen, dem Schrecken vor den unheimlichen Fetischen anheim und sind recht eigentlich in Furcht des Todes Knechte ihr Leben lang.

Wie jedes Land und Volk, so hat auch die Goldküste ihre Geschichte, freilich eine höchst traurige; denn mehrere Jahrhunderte hindurch, seit die Portugiesen Ende des 15. Jahrhunderts (1471) auf ihren Entdeckungsreisen diesen Küstenstrich zum erstenmal anliefen, blühte neben dem Handel mit Goldstaub und Elfenbein der unmenschliche Handel mit der „schwarzen Ware"; d. h. die Goldküste war ein Stapelplatz, an welchem die seefahrenden Nationen Europas die kräftigen Kinder des Landes als Sklaven gegen allerhand Tauschartikel einhandelten und in die amerikanischen Kolonien verschifften. Dieser Menschenhandel, der ein mit Blut geschriebenes Blatt der Geschichte bildet, erzeugte zahllose Stammesfehden, Raubzüge, Greueltaten und Unmenschlichkeiten unter den Negerstämmen der Küste wie des Innern. Zum

Schutz und zur Förderung ihrer Handelsinteressen legten die verschiedenen europäischen Nationen (die Portugiesen, Holländer, Engländer, Schweden, Dänen, Franzosen und Brandenburger) im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts mehr als dreißig Forts oder kleine Festungen längs dem Strande der Goldküste an. Sie liegen heute — mit Ausnahme einiger weniger, die noch im Stand gehalten werden — in Trümmern und legen Zeugnis ab von jenen Tagen. Diese Forts, in deren düsteren Gewölben unzählige Opfer schmachteten, bis sie ein Sklavenschiff von hinnen führte, waren der Schauplatz des wildesten Lebens, das die Vertreter zivilisierter Nationen in ihren Mauern führten und womit sie ihren Christennamen mit Schande bedeckten. Für das Land aber und seine Bewohner hatte jener Menschenhandel die traurigsten Folgen, die bis auf den heutigen Tag nachwirken. Sie bestanden vor allem in einer Verminderung der Bevölkerung, die noch durch die beständigen, vom Sklavenhandel begünstigten Kriege vermehrt wurde, und in der allgemeinen Verrohung des ohnedies moralisch tiefstehenden Volkes.

So ging es Jahrhunderte hindurch, während die Sklavenfaktoreien und Forts aus einer Hand in die andere übergingen. Mit der Abschaffung des Sklavenhandels im Laufe des letzten Jahrhunderts aber verloren diese ihre ursprüngliche Bedeutung und gingen schließlich, soweit sie nicht schon den Briten gehörten, an diese durch Verkauf oder Vertrag über. Die Goldküste kam unter die Schutzherrschaft der englischen Krone, die sich aber in Wirklichkeit nur soweit in das Innere des Landes erstreckte, als ihre Kanonen reichten. Erst seit 1874 — nach der Unterwerfung der Asanteer — erklärte England die Goldküste bis an die Grenzen von Asante als englische K o l o n i e und führte im ganzen Lande eine geordnete Verwaltung ein.

Was aber geschah in diesen Zeiten, seit die Küste mit Europa in Berührung stand, für die Christianisierung der westafrikanischen Völkerschaften? Von einer Missionstätigkeit wird uns wenig berichtet. Wohl versäumte es die katholische Kirche nicht, im Gefolge der portugiesischen Macht durch ihre Ordensleute den christlichen Glauben unter den heidnischen Afrikanern verbreiten zu lassen; aber es war keine Bekehrung der Neger zum Christentum, sondern nur eine äußerliche Einführung der römisch-katholischen Kirchenformen, eine Unterwerfung unter die Herrschaft der Papstkirche nach dem wörtlich genommenen Grundsatz: „Nötiget sie hereinzukommen!" Das Heidentum wurde dadurch nicht überwunden, und so hatte das von der katholischen Kirche gepflanzte Christentum keinen Bestand. Mit Portugals Herrschaft sank es dahin, und bald war jegliche Spur von seinem ehemaligen Dasein verwischt.

Für die evangelische Kirche aber war — mit Ausnahme einzelner Erscheinungen — die Zeit der freien Missionstätigkeit noch nicht angebrochen, und wenn sich auch in den westafrikanischen Niederlassungen Kaplane für die Bediensteten der Handelskompanien an Ort und Stelle befanden, so kamen doch diese für die Eingeborenen nicht in Betracht. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts finden sich einige schüchterne Versuche, den heidnischen Bewohnern der Goldküste das Licht des Evangeliums zu bringen. Aber sie schlugen fehl unter der Ungunst der damaligen Verhältnisse, und es ging über ein halbes Jahrhundert vorüber, bis Gottes Stunde für jenes Land schlug, da die evangelische Mission aufs neue einsetzte und das Christentum pflanzte.

2. Ein fruchtloser Missionsversuch.

a) Im achtzehnten Jahrhundert.

Es war zunächst die Brüdergemeine, die ihr Augenmerk auf das vom Sklavenhandel zertretene Land und Volk der Goldküste richtete und ihm die Segnungen des Evangeliums zufließen lassen wollte. Die nächste Veranlassung hiezu war ein junger Mulatte von der dänischen Goldküste, namens Christian Protten, der in Kopenhagen studierte und mit welchem Graf Zinzendorf bekannt wurde. Dieser nahm den jungen Afrikaner mit nach Herrnhut (1735) und beschloß, mit ihm in dessen Heimat eine Mission zu beginnen. In Begleitung eines Gefährten, des Mähren Henrick Huckuff, ging Protten am 10. März 1737 von Holland aus dahin ab, und schon am 11. Mai gingen die beiden vor der holländischen Feste Elmina vor Anker. Von hier begaben sie sich nach dem weiter östlich gelegenen Holländisch-Akra, das nur 15 Minuten von Prottens Heimatsort, dem dänischen Christiansborg, lag. Allein schon am 15. Juli erlag Huckuff dem Klima. Protten brachte nun die folgenden zwei Jahre untätig bei seinem königlichen Vetter, dem König von Klein-Popo (an der Togoküste) zu und kehrte erst Ende 1739 nach Akra zurück. Hier erhielt er ein vom Grafen Zinzendorf ausgefertigtes Abberufungsschreiben, dem er indes nicht sogleich Folge leistete. Er trieb sich

vielmehr noch bis zum Jahre 1741 ziemlich unstät an verschiedenen holländischen und englischen Küstenplätzen umher, bis er sich endlich nach Europa einschiffte.

Fünfzehn Jahre lang blieb es nun bei diesem fruchtlos abgelaufenen Missionsversuch. Der ruhelose Protten ging inzwischen nach St. Thomas in Westindien und verheiratete sich dann nach seiner Rückkehr von dort in Marienborn (1746) mit einer Mulattin Rebecka, der Witwe des verstorbenen Missionars Freundlich. Nun meldete er sich auch wieder zum Auszug nach der Goldküste; aber die Brüdergemeine konnte nach den mit ihm gemachten Erfahrungen sich nicht dazu entschließen. So begab er sich denn nach Kopenhagen und ging im Jahre 1756 ohne seine Frau als Katechet nach der Goldküste, wo er im Fort Christiansborg an der sogenannten Mulattenschule bis zum Jahre 1761 wirkte. Aber ein Unglücksfall, der ihm mit einem seiner Schulkinder begegnete, hatte zur Folge, daß er sein Amt verlor und des Landes verwiesen wurde. Er schiffte sich deshalb wieder nach Europa ein und langte im Februar 1762 unvermutet in Herrnhut an.

Doch schon Ende desselben Jahres erhielt er auf eine Bittschrift hin von Kopenhagen aus die Erlaubnis, wieder nach Christiansborg zurückkehren und sein voriges Amt antreten zu dürfen. Auch die Brüdergemeine hatte wieder einiges Vertrauen zu ihm gefaßt und wollte es noch einmal mit ihm versuchen. Unter ihrem Segen zog er — diesmal in Begleitung seiner Frau — im März 1763 zum drittenmal nach Guinea aus, und zwar sollte die Reise von Holland aus angetreten werden. Durch allerlei Umstände verzögerte sich aber die Abfahrt das ganze Jahr 1763 hindurch und zerschlug sich schließlich im folgenden Jahre ganz. Dies brachte Protten so auf, daß er die Verbindung mit der Brüdergemeine abbrach und auf eigene Faust von Kopenhagen aus und in dänischem

Dienst nach Christiansborg ging. Hier hat er noch einige Jahre gelebt, bis er am 24. August 1769, „ohne etwas für den Heiland ausgerichtet zu haben, seinen aventürischen Lebenslauf beschloß".

Die Brüdergemeine war indes nicht willens, das Missionsunternehmen an der Goldküste, das sich durch Prottens eigenwilliges Verhalten mehrmals zerschlagen hatte, ohne weiteres aufzugeben. Noch als Protten in Christiansborg lebte, ordnete sie fünf Brüder dahin ab, da sie von den Direktoren der Guinea-Kompanie in Kopenhagen selbst dazu aufgefordert worden war, „etliche Brüder nach Guinea zu schicken, um den dortigen Negern das Evangelium zu verkünden und diese dadurch zu ordentlichen, treuen und fleißigen Menschen, wie in St. Thomas, St. Croix und St. Jan zu machen". Jene fünf Brüder gingen am 3. April 1768 von Dänemark aus unter Segel und erreichten am 5. Juli die Reede von Christiansborg. Ehe sie aber einen geeigneten Ort zur Niederlassung bestimmt hatten und die Arbeit in Angriff nehmen konnten, raffte auch schon das Klimafieber im August und September drei derselben hinweg. Die beiden übrig gebliebenen Brüder harrten geduldig aus, bis am 9. Februar 1770 vier neue Mitarbeiter aus der Heimat als Verstärkung eintrafen. Ungesäumt gingen sie nun vereint daran, eine Missionsniederlassung anzulegen, wofür sie das zehn Stunden östlich von Christiansborg gelegene Ningo wählten. Dieses schien ihnen für ihre Missionstätigkeit geeigneter zu sein, als der Hauptort Christiansborg mit seiner gemischten Bevölkerung. Kaum war jedoch dort ein Anfang zur Niederlassung gemacht, als einer nach dem andern der sechs Brüder dem Klima erlag. Bis zum Juli desselben Jahres waren sie alle ins Grab gesunken. Zwar hatte sich noch einer derselben nach Westindien eingeschifft, aber er erreichte dasselbe nicht mehr. Schon fünf Tage nach seiner Einschiffung starb er.

Infolge dieser schmerzlichen Verluste und weil „der Herr den Weg zu diesem Heidenlande so deutlich mit Dornen vermacht habe, daß man ihn nicht mit Gewalt dem Herrn abtrotzen dürfe", gab die Brüdergemeine dieses Missionsfeld endgültig auf, und es währte über fünfzig Jahre, bis der Fuß der Friedensboten aufs neue dieses Land des Todes betrat.

b) Fünfzig Jahre später.

Seit Jahrzehnten deckten die Grabhügel den irdischen Staub jener elf Sendboten der Brüdergemeine. Die Spuren ihres kurzen Daseins waren längst verwischt, und nur noch als Sage hatten sich dunkle Erinnerungen an das Kommen und Sterben derselben unter den Eingeborenen notdürftig erhalten. Andere Zeiten waren inzwischen um die Wende des Jahrhunderts für die ganze Westküste Afrikas angebrochen, und es war wie das Frühlicht einer schöneren Zukunft, daß der bisher übliche Sklavenhandel an diesen Küstenstrichen seit 1807 gesetzlich verboten und durch englische Kreuzer eingeschränkt wurde. Der Handel, der sich vorher fast ausschließlich auf die Menschenware beschränkt und entsetzliches Elend über eine ganze Menschenrasse gebracht hatte, wandte sich nun anderen Ausfuhrquellen zu. Damit wurden auch die Beziehungen Europas zu Westafrika andere. Zugleich trat die Mission in die Arbeit ein. Der auf dem Boden der evangelischen Kirche Englands und Deutschlands erwachende Missionsgeist richtete seine Blicke auf die durch den Sklavenhandel bekannt gewordene Küste Westafrikas und fand auf ihr ein fruchtbares, wenn auch mörderisches Arbeitsfeld.

Wir wollen hier nicht auf die einzelnen Unternehmungen der englischen und amerikanischen Missionen eingehen, die während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die Arbeit an der westafrikanischen Küste

eintraten, sondern möchten — um auf dem bisherigen Boden der östlichen Goldküste zu bleiben — nur die Basler Mission in den Bereich unserer Darstellung hereinziehen, die das Erbe der Brüdergemeine auf der Goldküste antrat, ein Erbe, das ihr nicht weniger Opfer kostete als jener, aber festgehalten, sich schließlich doch zu einem Arbeitsfelde gestaltete, auf dem „die Saat der Mohren" aufging.

* * *

Es war gegen Ende der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts, daß die im Jahre 1815 gegründete Missionsgesellschaft zu Basel dazu geführt wurde, die dänische Goldküste als ihr Arbeitsfeld in Angriff zu nehmen. Diesem Beschluß waren lange Verhandlungen mit der dänischen Regierung und dem Kirchenregiment in Kopenhagen vorausgegangen, bis die vier ersten Sendboten Salbach, Schmid, Holzwarth und Henke im Jahre 1828 nach der Goldküste abgehen konnten. Am 18. Dezember desselben Jahres stiegen dieselben in Christiansborg, dem Hauptort der dänischen Besitzungen, ans Land. Aber schon nach acht Monaten erlagen die drei ersteren dem Klima, und der übrigbleibende Henke sah sich mit einem Schlag allein auf dem Kampfplatz. Da er ohne Verstärkung aus der Heimat vorerst nicht daran denken konnte, eine selbständige Missionsarbeit zu beginnen, nahm er die ihm angebotene Stelle eines dänischen Predigers im Fort Christiansborg an, versah die von der Regierung unterhaltene Mulattenschule und bediente die aus den europäischen Beamten und Mulatten bestehende sogenannte Christengemeinde des Forts, an der seit zwanzig Jahren kein Prediger mehr gestanden hatte und der er das traurige Zeugnis ausstellen mußte: „es wird wohl kaum eine noch verdorbenere Gemeinde in der weiten Christenheit geben".

Sehnsuchtsvoll schaute er nach neuen Brüdern von

Basel aus, um mit ihnen die eigentliche Missionsarbeit unter den Negern zu beginnen. Aber er sollte ihre Ankunft nicht mehr erleben; denn noch ehe diese eintrafen, sank auch er — am 17. November 1831 — ins Grab. Als am 13. März 1832 die drei Brüder Heinze, Jäger und Andreas Riis in Christiansborg landeten, fanden sie nur die vier Grabhügel ihrer Vorgänger vor. Sie gedachten aber nicht an der Küste zu bleiben, sondern richteten sogleich ihr Augenmerk auf das etwa fünf Stunden landeinwärts ansteigende gesündere Akwapemgebirge, um ihre Arbeit unter einem von den Europäern unberührten Negervolk zu tun, das die weitverbreitete Asante- oder Tschisprache redete. Aber ehe ihr Plan zur Ausführung kommen konnte, wurde Heinze, ein Arzt, am 26. April vom Fieber hinweggerafft, und schon am 18. Juli folgte ihm Jäger in die Ewigkeit nach. Wiederum blieb nur einer, A. Riis übrig, und auch er befand sich mehrmals am Rande des Grabes, so daß es fraglich schien, ob er dem Klima werde standhalten können. Doch Gott erhielt ihn am Leben, und obwohl er die Erlaubnis zur Rückkehr nach Europa hatte, entschloß er sich doch, auf dem Posten auszuharren. Damit wurde er für längere Zeit der Stammhalter der Basler Mission auf der Goldküste. Vorderhand sah er sich indes genötigt, wie vor ihm Henke, der Umstände halber für eine Zeitlang die Predigerstelle im Fort zu übernehmen. Sobald er sich aber freimachen konnte, unternahm er Januar 1835 eine Untersuchungsreise nach Akropong, dem Hauptort des Akwapemgebirges, infolge deren er sich entschloß, hier unter den Negern selbst „einen kleinen Anfang zu machen mit der Anpflanzung des Christentums".

Es war dies ein wichtiger und richtiger Schritt, daß die erste eigentliche Missionsniederlassung nicht an der Küste, sondern drinnen im Lande, doch in erreichbarer Nähe, errichtet werden sollte. Denn erstlich war

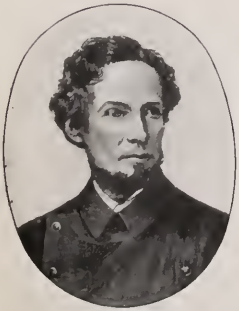
das Gebirge entschieden gesünder als die fieberreiche Küste, und dann schien es mit Recht geratener, sich dem Einfluß der für die Mission ungünstigen Küstenverhältnisse zu entziehen. Am 21. März 1835 zog Riis in Akropong auf, um sich hier bleibend niederzulassen. Der Anfang war bei den damaligen Verhältnissen voraussichtlich überaus schwer, und die Europäer an der Küste belächelten seinen Plan als eine Torheit. Und in der Tat, es gehörte viel Glaubensmut dazu. Man denke sich nur die Lage des einsamen Missionars! Ringsum afrikanische Wildnis; allein mitten unter einem heidnischen Volk, dem er seine Sprache mit vieler Mühe erst vom Munde ablernen mußte, in dessen verfinstertem Sinn für längere Zeit so gut wie keine Anknüpfungspunkte für die Predigt des Evangeliums herauszufinden waren, das völlig dahingegeben war in die Lüge und den Betrug des Fetischdienstes mit all seiner Unmenschlichkeit und Grausamkeit, dessen häusliche und gesellschaftliche Verhältnisse durchaus zerrüttet waren durch Sklaverei und Vielweiberei, und das durch beständige Bürgerkriege und blutige Kämpfe mit den Nachbarstämmen nie zu einer gedeihlichen Ruhe kommen konnte. Aber Riis legte im Glauben Hand ans Werk, säuberte eine Anhöhe bei der Negerstadt vom Busch und traf Vorbereitungen, ein Haus im Negerstil zu bauen. Er selbst mußte das Holz dazu aus dem Walde holen und behauen. Trotz mancher Unterbrechungen und Geduldsübungen waren doch die Bauten im Laufe des Jahres soweit fertiggestellt, daß er den im November 1836 ankommenden Brüdern A. Stanger und Mürdter, die ihm auch eine Frau, geb. Wolter aus der Brüdergemeine Christiansfeld, mitbrachten, eine für die damaligen Verhältnisse leidliche Unterkunft bieten konnte.

Mit neuem Mut ging man nun an die gemeinsame Arbeit. Die Missionsniederlassung gewann durch Niederhaltung des Waldes und Anpflanzung eines Gartens ein

A. Riis
1832—1845
† 1854.

G. Widmann
1843—1876
† 1876.

Chr. Dieterle
1847—1880
† 1898.



J. G. Christaller
1853—1868
† 1895.

S. Süß
1851—1862
† 1904.

Basler Missionare auf der Goldküste I

(mit Angabe ihrer Dienstzeit).

freundlicheres Ansehen. Man ging an die Bearbeitung der Sprache und gewann durch ärztliche Behandlung der Kranken und Verwundeten das Zutrauen der Neger. Aber kaum war ein Jahr vergangen, als am 24. Dezember 1837 A. Stanger vom Fieber hinweggerafft wurde. Die beiden übriggebliebenen Brüder führten dann im Jahre 1838 miteinander zwei Reisen nach Krobo und an den Volta, sowie in das jenseits dieses Flusses gelegene Akwamu aus, wodurch sie sich mit den benachbarten Gebieten und Stämmen bekannt machten. Jedoch, kaum von der letzten Reise zurückgekehrt, erlag auch Mürdter am 4. November dem afrikanischen Fieber.

So stand Riis mit seiner Frau wieder allein da. Der Blick in die Zukunft wurde immer dunkler. Ringsum tobte der Bürgerkrieg. Der alte König Ado von Akropong hatte sich vergiftet, und der neue König wurde nicht allgemein anerkannt. Zudem gab's Schwierigkeiten mit dem unfreundlich gesinnten dänischen Gouverneur. Doch wollte Riis den Posten nicht verlassen. Da er aber in der nächsten Umgebung unter den bestehenden Wirren nicht viel tun konnte, richtete er seine Blicke nach Akem, dem Gebiet im Nordwesten. Er besuchte dessen Hauptstadt Kyebi, fand aber auch dort die Lage der Dinge nicht günstig. So entschloß er sich denn mit schwerem Herzen zur Rückkehr nach Europa, um sich hier zu erholen und über den Stand der Dinge zu berichten. Im Spätjahr 1839 verließ er mit seiner Frau Akropong, machte aber vorerst noch von der Küste aus einen Besuch in Kumase, der Hauptstadt des gefürchteten Asante-Reiches. An der Grenze lange hingehalten, erreichte er endlich am 29. Dezember die Hauptstadt und sah den barbarischen Pomp dieses Großkönigs und die Spuren der hier im Schwange gehenden Greuel. Nach zweiwöchigem Aufenthalt verließ er Kumase wieder mit dem Eindruck, daß es klarerer Winke vom Herrn be-

dürfe, um in dieser Blutstadt, wie überhaupt in Asante, eine Mission anzufangen.

So kehrte im Juni 1840 der einzig übriggebliebene Missionar von der Goldküste nach Europa zurück, die Grabhügel von acht Brüdern daselbst zurücklassend. Wohl brachte er einen Schatz von wichtigen Kenntnissen des Landes und Volkes mit sich, aber draußen war es noch nicht gelungen, der Mission eine feste und bleibende Stätte zu bereiten. Auch war es ungewiß, ob man sich in der Heimat werde entschließen können, die Goldküste, das Grab so vieler Missionare, wieder zu besetzen. Riis war fest entschlossen, keinen Antrag zu stellen, sondern einfach zu berichten. Er trug aber die Überzeugung in sich, der Herr werde dort draußen noch etwas tun, wies auch darauf hin, daß um irdischen Gewinnes willen Kaufleute und Beamte das Klima der verrufenen Küste nicht scheuten und ihr Leben dafür einsetzten. Und er hatte recht. Der Herr schenkte den Christen in der Heimat soviel Liebe und Glaubensmut, daß sie den verlassenen Posten nicht aufgaben, sondern wieder besetzten.

3. Ein neuer Anfang.

a) Auf den Höhen des Akwapem-Gebirges.

Es war am Ostersonntag des Jahres 1843, daß sich eine kleine Brigantine an dem Hafenplatz Christiansborg vor Anker legte. Das Fahrzeug führte eine seltsame Reisegesellschaft an Bord. Sie bestand aus einer größeren Anzahl von Negern und einigen Weißen. Doch war es keiner jener Schnellsegler, die trotz des verbotenen Sklavenhandels da und dort bei Nacht und Nebel an diesem Küstenstriche ihre Fracht an Menschenware einnahmen und dann ihren Kurs nach Amerika zu richten pflegten. Im Gegenteil; das Schiff kam von Westindien und sollte hier eine Anzahl von Negerfamilien an den afrikanischen Strand setzen, die als christliche Kolonisten in das Land zurückkehrten, von dem ihre Vorfahren ehemals als Sklaven hinweggeführt worden waren. Es waren zehn Familien in Begleitung eines schwarzen Lehrers und dessen Frau — zusammen 26 Personen — die unter Führung der beiden Basler Missionare Andreas Riis und Georg Widmann, von Jamaika kommend, nun das Ziel ihrer zehnwöchigen Seereise erreicht hatten.

Schon war der Abend hereingebrochen, als der Anker fiel. Erwartungsvoll standen die Schiffsreisenden an Deck und schauten nach ihrer alten und doch neuen, bis

jetzt unbekannten Heimat aus. Aber nur in dunklen Umrissen hob sich der felsige Küstensaum vom Horizonte ab und dumpf tönte das einförmige Brausen der Brandungswogen ans Ohr. Nirgends war ein Boot auf der weiten Meeresfläche zu sehen. Erst am Morgen des folgenden Tages — des 17. April — belebte sich die Reede mit zahlreichen Baumbooten der Eingeborenen. Unter näselndem Singsang tauchten die schwarzen Bootsleute ihre kurzen dreizinkigen Ruderschaufeln in die Meeresflut und umschwärmten unter dem üblichen Geschrei das kleine Fahrzeug. Nun ging es an die Ausschiffung der Reisenden, die nicht nur allerlei fahrende Habe, sondern auch Pferde, Maultiere, Esel und andere Haustiere mit sich führten. Alles war froh und dankbar, die schwankenden Planken verlassen zu dürfen. Wenige Tage darauf zogen die schwarzen Kolonisten mit ihren Familien landeinwärts, wo sie am Fuße des Gebirges auf einer Pflanzung ein vorläufiges Unterkommen fanden. Die beiden Missionare Riis und Widmann dagegen begaben sich nach der ehemaligen Missionsstätte bei Akropong auf den Höhen des Akwapemgebirges.

Was hatte aber diese Einwanderung der schwarzen Kolonisten auf der Goldküste zu bedeuten? Und in welcher Beziehung stand dieselbe zur Basler Mission, an deren Spitze wir unsern Riis sehen? Sie bedeutete nichts anderes, als einen neuen Missionsanfang der vor drei Jahren abgebrochenen Arbeit, und zwar sollte dies auf einer ganz neuen Grundlage geschehen. Die schmerzlichen Erfahrungen in der afrikanischen Mission, die ihr vorläufiges Aufgeben zur Folge hatten, fielen zeitlich zusammen mit dem Amtsantritt des zweiten Inspektors der Basler Mission, Wilhelm Hoffmann. Er war nicht der Mann, um dem Rückzug von einem Missionsfeld, an dem so manches kostbare Leben und so viele Kämpfe und Gebete hafteten, ohne

weiteres das Siegel aufzudrücken. In seinem schöpferischen und energischen Geiste gestaltete sich zur Wiederaufnahme der afrikanischen Mission ein Plan, der die bisherigen Schwierigkeiten mildern und dem Missionswerk auf der Goldküste Bestand verleihen sollte. Dieser Plan ging dahin, nicht bloß Missionare, sondern mit ihnen zugleich eine christliche Negerkolonie nach der Goldküste auszusenden. In ihr hoffte man den Grundstock einer schwarzen Christengemeinde zu haben, die als ein Licht unter den Heiden dastünde und in Wort und Tat davon Zeugnis ablegen könnte, daß das Christentum auch für die Neger vorhanden sei. Anderseits sollten durch sie den Missionaren manche äußere Arbeiten abgenommen werden, die nach den gemachten Erfahrungen im Tropenklima das Leben der Europäer gefährdeten. Diese christlichen Negerkolonisten hoffte man in den westindischen Gemeinden der mit Basel verbundenen Brüdermission zu gewinnen.

Dieser Plan fand allseitige Zustimmung und kam nun Schritt für Schritt zur Ausführung. Auch A. Riis mit seiner Frau war gerne bereit, wieder auf sein altes Arbeitsfeld auszuziehen. Da es aber einer kräftigen Wiederaufnahme der Arbeit bedurfte, so wurden ihm noch drei weitere Brüder beigesellt: G. Widmann, sodann der als zehnjähriges Kind im Jahre 1829 nach Europa gekommene und seitdem in Beuggen und im Missionshaus zu Basel erzogene Neger Georg Thompson, und endlich als Handwerker, namentlich für die Bauarbeiten, H. Halleur. Dieser sollte direkt nach der Goldküste reisen, während die drei andern im Mai 1842 nach Westindien segelten, um die gewünschten Negerchristen zu werben. Das war aber trotz alles Entgegenkommens der dortigen Brüdermissionare keine so leichte Sache. Es bedurfte langen Suchens und Reisens, bis endlich zu Anfang des Jahres 1843 in Jamaika ein

Häuflein von christlichen Negern ausgewählt war, die tauglich schienen und sich bereit finden ließen, auf die Goldküste zu gehen, jedoch mit der Zusage, daß man sie nach fünf Jahren wieder kostenfrei nach Jamaika zurückbefördern würde, falls sie nicht länger in Westafrika bleiben wollten. Am 7. Februar lichtete der „John Anderson" die Anker und steuerte der afrikanischen Küste zu. Den 16. April erreichte derselbe die dänische Reede von Christiansborg. Halleur war inzwischen von Europa auch eingetroffen.

Missionar Riis mit Frau, sowie die Brüder Widmann und Halleur begaben sich darauf im Juni nach Akropong, der ehemaligen Missionsniederlassung. Sie fanden aber nur noch die Ruinen und den Lehmhaufen des Wohnhauses vor. Dieses und der Verfall der Nebengebäude, sowie des inzwischen ganz vernachlässigten Platzes, des Gartens und der Anlage bot einen traurigen Anblick dar. Keines der kleinen Häuschen war in einem bewohnbaren Zustand, und die vier quartierten sich in einer kleinen Negerhütte ein. Um so mehr freuten sie sich der angenehmen, frischen Luft, die da oben auf den Höhen des Gebirges wehte, und der herrlichen Aussicht, die sich von ihrem Bergland aus auf die Küstenebene bis hin ans Meer bot. Bald war auf dem Stationsplatz wieder etwas aufgeräumt und das Nötigste hergerichtet, um die westindischen Negerfamilien oder die Emigranten, wie man sie hieß, in Akropong zur Ansiedlung aufnehmen zu können. Der Missionsgehilfe Thompson mit seiner Frau Katharina Mulgrave, einer wackeren Negerchristin, mit der er sich in Jamaika verheiratet hatte, blieb in Christiansborg an der Küste, um hier eine Schule für Knaben und Mädchen zu bedienen. Und nun begann in Akropong die Missionsarbeit in erneuter Gestalt.

* * *

Nachdem die Missionare und die westindischen Christen sich anfänglich auf die allereinfachste Art in sogenannten Stockhäuschen, deren Wände aus Flechtwerk bestanden und mit Erde beworfen waren, wohnlich eingerichtet hatten, ging man an solidere Wohnungen mit regelrechten Erdmauern und Schindeldächern, bis später (1846) der Bau des ersten Steinhauses begonnen wurde, das heute noch einem Missionar als Wohnung dient. Die Errichtung eines solchen Hauses war ein Zeugnis gegenüber dem Aberglauben der Neger, wonach der Fetisch ein solches Unternehmen mit dem Tode bestrafen sollte. Da dieses nicht erfolgte, so wurde ihr Aberglauben augenscheinlich Lügen gestraft. Am 5. Mai 1844 wurde auch schon die erste Kapelle eingeweiht, die zugleich als Schullokal diente. Die Predigt brauchte nun nicht mehr unter den Bäumen gehalten zu werden. Das Glöcklein hing an der Gabel eines großen Baumes. Später entstand aber auch für Gottesdienst und Schule ein solideres Gebäude, wie denn überhaupt die Niederlassung von Jahr zu Jahr wuchs und sich ausdehnte. Nach zehn Jahren war da, wo sich früher Wildnis und Waldesdickicht befand, eine hübsche Ansiedelung mit 32 Häuschen, von denen zehn aus Stein errichtet waren. Mit dem Bauen ging Hand in Hand die Anpflanzung des Bodens. Das Dickicht wurde gelichtet und der Boden urbar gemacht; Mango- und Orangenbäume, sowie andere Kulturpflanzen wurden gepflanzt, Gärten und Baumalleen angelegt.

Größere Schwierigkeit bot zunächst die Missionsarbeit; denn eine unentbehrliche Vorbedingung für dieselbe war das Studium und Erlernen der Landessprache, des Tschi, das erst zur Schriftsprache erhoben werden mußte. Bei dem empfindlichen Mangel an tüchtigen und zuverlässigen Dolmetschern und Sprachgehilfen, die sich die Missionare erst selbst heranziehen mußten, währte

es fast ein Jahrzehnt, bis einige Sicherheit in der Feststellung und Handhabung der Sprache erlangt war. Unter diesen Umständen konnte natürlich in jener Anfangszeit noch nicht an die Übersetzung der Heiligen Schrift und die Abfassung anderer christlicher Schriften und Schulbücher gedacht werden; nur das Allernotwendigste machte man sich zurecht für den Gebrauch bei der Predigt und in der Schule. Der Verkehr mit den westindischen Christen dagegen, denen man Gottesdienst und Schule besonders hielt, fand in der englischen Sprache statt, denn auch sie mußten sich die Landessprache erst aneignen. In der Bearbeitung der letzteren kamen die Missionare aber auch mit der Zeit immer mehr vorwärts. Hans Nikolaus Riis, ein Neffe von Andreas Riis, der Anfang 1845 in Akropong eintraf und sich vorzugsweise mit der Sprache beschäftigte, arbeitete die erste Tschi-Grammatik mit Wörterbuch aus, die 1853 in einer englischen und deutschen Ausgabe erschien und als sprachliches Hilfsmittel große Erleichterung bot. Später hat dann Missionar Christaller (von 1853 ab) diese Sprucharbeiten fortgesetzt und im Laufe der Jahre die ganze Bibel übersetzt. Aber wie schwierig war dieser grundlegende Anfang!

Auch sonst gab es während des ersten Jahrzehnts mancherlei Heimsuchungen und besonders viel Wechsel im Arbeiterpersonal. Es hätte sich deshalb die Frage, ob man nicht doch die mit so großen Opfern verbundene afrikanische Mission aufgeben sollte, wohl noch öfters in dieser Zeit in den Vordergrund drängen können, wenn nicht die Verpflichtung gegen die westindischen Emigranten es hätte unmöglich erscheinen lassen. Zwar trafen Anfang 1845 die Missionare H. N. Riis, Sebald und Schiedt als Verstärkung ein; allein Sebald starb, noch ehe das Jahr zu Ende war, und Schiedt siedelte nach Christiansborg über, wo die Anwesenheit eines

Europäers notwendig wurde. Dazu waren schon im August 1845 Geschwister A. Riis wegen angegriffener Gesundheit genötigt, die Goldküste für immer zu verlassen. Frau Riis starb unterwegs auf dem Meer am 5. September, ihr Mann 1854 als Pastor in Norwegen. Halleur aber räumte das Feld, weil er den Mut verloren hatte. Auch der kaum angekommene H. N. Riis mußte 1846 wegen einer Operation nach Europa zurückkehren, sodaß Widmann fünf Monate allein in Akropong stand, bis im Januar 1847 die Brüder Dieterle, Meischel und Mohr mit der Braut von Widmann eintrafen. Im März 1849 stellte sich auch wieder H. N. Riis mit seiner Frau ein und Bruder Köster. Dieser sank aber schon nach drei Monaten ins Grab, und bald darauf auch Frau Riis, deren Gatte wegen eines Leberleidens Anfang 1850 für immer nach Europa zurückkehrte. Erst von 1851 ab, nachdem die Brüder Süß und Mader als Verstärkung in Akropong eingetroffen waren, stellte sich eine verhältnismäßige Stetigkeit im Arbeiterpersonal ein.

Allerlei Not bereiteten auch anfangs die westindischen Christen. Die Missionare mußten bald erkennen, daß sie an diesen nicht in dem Maße Hilfe und Förderung für die Begründung der Mission unter der dortigen Bevölkerung hatten, als man erwartete. Das innere Leben der Emigranten stand wohl unter christlichem Einfluß, lag aber immer noch im Kampf mit der alten Natur des Menschenherzens und mit den besondern Fehlern und Gefahren der alten Negernatur, und diese behielt oftmals die Oberhand und hemmte die kräftige Entfaltung eines wahrhaft christlichen Lebens, das den heidnischen Negern als anziehendes Vorbild hätte dienen können. So glaubten sie als Eingewanderte und durch die Mission an die Goldküste Verpflanzte besondere Ansprüche an diese erheben zu dürfen, suchten sich so viel

wie möglich auf gleiche Linie mit den Missionaren zu stellen und sahen mehr oder weniger auf die Eingeborenen herab, die sie nicht als ihresgleichen anerkennen wollten. Dadurch gewannen sie keine rechte Fühlung mit diesen, während die Eingeborenen ihrerseits sich eben darum auch nicht zu den Westindiern hingezogen fühlten. Auch an regem Fleiß und tüchtiger Arbeit ließen es manche der Emigranten fehlen.

Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß nach Verfluß der im Kontrakt festgesetzten fünf Jahre diejenigen Elemente allmählich ausschieden, die sich mit ihrer Stellung in der Mission auf die Dauer nicht befreunden konnten; etliche kehrten nach Jamaika zurück, andere verloren sich an der afrikanischen Küste, auch der Tod machte mit der Zeit Lücken. Einige Familien blieben dagegen in der Mission und bewiesen sich als wackere Christen; auch sind mehrere Kinder dieser Familien mit der Zeit als Katechisten und Lehrer, ja als eingeborene Geistliche in den Missionsdienst getreten. Entsprach somit jener Plan der Übersiedlung von westindischen Christen nicht ganz den gehegten Erwartungen, so muß man doch sagen: mit ihr und durch sie wurde die heutige Basler Mission auf der Goldküste begründet und das Reis gepflanzt, das sich durch Gottes Gnade während der folgenden Jahrzehnte zum lebenskräftigen Baume entwickelte; denn tatsächlich brachte jener Plan die Missionare wieder ins Land und hielt sie dort fest, so daß trotz aller Schwierigkeiten nicht mehr vom Wiederaufgeben der Mission die Rede sein konnte. Es darf dies zu den Wegen Gottes gezählt werden, der auch da, wo er menschliche Gedanken und Hoffnungen nicht erfüllt, doch seine Gedanken zur Ausführung bringt. Immerhin darf auch nicht vergessen werden, daß durch die westindischen Christen mancher Kulturzweig — der Kaffeebau und andere Produkte, sowie die Bearbeitung und Verwen-

dung der einheimischen Hölzer — in Akwapem eingeführt wurde.

Außer diesen Nöten und Schwierigkeiten war die Anfangszeit auch mehr oder weniger stark bewegt durch die bürgerlichen Unruhen und aufregenden Kämpfe und Zwistigkeiten, durch die das Land und besonders der Hauptort Akropong heimgesucht war. Dadurch zerfiel die Stadt zusehends, und erst als im Jahre 1850 die kräftigere englische Regierung diesen Teil der Goldküste von den Dänen käuflich erwarb, trat mehr Ruhe ein. Doch war unter all diesen Unruhen das Vertrauen der Neger zu den Missionaren nicht erschüttert worden.

So erfreulich und lieblich die Missionsniederlassung im äußeren aufblühte, so hart und unergiebig war jahrelang der Herzensboden der Negerbevölkerung. Der durch die Predigt des Evangeliums ausgestreute Same wollte lange nicht aufgehen. Wohl hörten die Neger die Predigt meist aufmerksam an, gaben wohl auch im allgemeinen den Betrug der Fetische und die Wahrheit der neuen Botschaft zu; aber von einem tieferen Eindringen des Wortes in die Herzen, von einem Verlangen nach etwas Höherem und Besserem, nach dem Heil ihrer Seelen, war lange Zeit nichts wahrzunehmen. Die von den Vätern ererbten heidnischen Sitten beherrschten ihr ganzes Wesen und Leben, und ihr fleischlicher Sinn hielt sie im Dienst der Sünde gefangen. So kam es im ganzen ersten Jahrzehnt zu keinem Übertritt eines Erwachsenen, und keiner der 14 erwachsenen Taufkandidaten, die im Jahre 1844 im Taufunterricht standen, konnte getauft werden. Es wurde den Missionaren bald klar, daß sie den mühsamen Weg von unten herauf zu gehen hätten, d. h. Kinder und junge Leute in christliche Pflege und Erziehung zu nehmen und im übrigen nicht müde zu werden, auch den Alten mit dem Worte Gottes möglichst nahe zu kommen. Endlich, am Pfingstfest 1847, durften die Erstlinge

von Akropong getauft werden, zwei Jünglinge, die schon seit längerer Zeit im Dienst der Missionare gestanden hatten; und an Weihnachten desselben Jahres wurden vier weitere Knaben getauft, darunter der spätere eingeborene Missionar David Asante. Dieser Taufe folgte bald eine dritte. Dann stand es wieder drei Jahre an, bis weitere fünf Jünglinge die hl. Taufe empfingen. Gegen Ende des ersten Jahrzehnts (1853) waren es mit Einschluß der Westindier 37 Negerchristen in Akropong.

Zu den grundlegenden Arbeiten gehört auch der kleine Anfang, der im Jahre 1848 im Anschluß an die bestehende Knabenschule mit einem Institut zur Heranbildung von eingeborenen Lehrern und Predigern gemacht wurde. In einem Lande, wo man bis dahin von keinerlei Unterricht und Bildung etwas wußte, mußte natürlich von unten angefangen werden. Vier von den in den Jahren 1847 und 1848 getauften Jünglingen und ein westindischer Jüngling wurden ausgewählt und von Missionar Dieterle unterrichtet. Am Schluß des ersten Jahrzehnts konnten die ersten auf diese Weise herangebildeten eingeborenen Gehilfen in Tätigkeit treten.

Eigentliche Missionsreisen wurden in dieser Anfangsperiode der Missionsarbeit nicht in ausgedehnterem Maße unternommen. Man wollte zuerst an einem Punkt etwas Gründliches zustande bringen, ehe man sich weiter ausdehnte. Doch lag es in der Natur der Sache, daß man im Innern auf den Verkehr mit der Küste angewiesen war und somit auch den Küstenplatz Christiansborg 1845 besetzte. Dieser Ableger bildete sich mit der Zeit zu einem selbständigen Stamm aus und wurde der Ausgangspunkt für die Mission im Gã- und Adangme-Gebiet, von der wir noch eingehender erzählen werden.

Durch den Verkehr zwischen Christiansborg und Akropong ergab es sich auch, daß die am Weg auf dem Kamm

des Gebirges liegenden zahlreichen größeren Ortschaften mehr und mehr mit dem Evangelium bekannt gemacht wurden. Namentlich war die Aufnahme in der Stadt Aburi (4 Stunden von Akropong, 8 von Christiansborg) eine so ermutigende, daß dieselbe 1847 durch Missionar Meischel besetzt wurde. Da aber dieser schon 1850 nach Europa zurückkehren mußte, so blieb Aburi unbesetzt, bis es 1857 dauernd als Station von Missionar Dieterle wieder aufgenommen werden konnte. Von ihr wie von Akropong aus entstand dann mit der Zeit ein Kranz von Außenstationen, die zum Teil die Mutterstationen überflügelten.

So war es 10 Jahre nach der Wiederaufnahme der Mission auf der Goldküste mit Gottes Hilfe gelungen, einen bleibenden Grund für die Missionsarbeit zu legen und einige Setzlinge in den Boden zu pflanzen, die gleich den von Westindien eingeführten Mangobäumen unter Gottes Segen wachsen und erstarken und sich über das weite Arbeitsfeld ausbreiten sollten.

b) Im Küstengebiet:

In Christiansborg.

Am Küstenort Christiansborg hatte inzwischen der Negergehilfe G. Thompson mit seiner Frau eine Schule für Knaben und Mädchen geleitet. Aber der für Akropong unerläßliche Verkehr mit der Küste und das Bedürfnis einer regelrechten Missionstätigkeit ließ bald die Besetzung dieses Ortes mit einem europäischen Missionar notwendig erscheinen. So wurde denn Fr. Schiedt Ende 1845 von Akropong nach Christiansborg versetzt, ein größeres Haus angekauft und mit der Predigt des Evangeliums begonnen. Damit war ein neues Gebiet, das der Akra- oder Gâ-Neger, besetzt.

Der Anfang war eine Arbeit der Geduld und des Glaubens; denn wie der ganze Küstenstrich des vorherr-

schenden Seewindes wegen ziemlich öde und unfruchtbar ist, so ist auch das Volk einem harten Boden gleich. Der Handelsverkehr mit Europa, das unmoralische Leben vieler Europäer und die dadurch beeinflußten Küstenverhältnisse sind wenig geeignet, der Predigt des Evangeliums eine günstige Stätte zu bieten. Und der dünn aufgetragene Firnis europäischer Zivilisation, den neben den Europäern auch ihre Nachkommen, die Mulatten, zur Schau tragen, reicht nicht hin, das Verderben zuzudecken, erschwert vielmehr die Arbeit des Missionars in jeder Richtung. Er hat auch nicht vermocht, die heidnischen Unsitten zu verdecken und die Macht des finstern Fetischwesens zu brechen.

Schiedt trat mit schwerem Herzen in diese Arbeit ein. Aber zu seiner Freude sah er, wie sich das Volk zu seiner Predigt im Missionshaus herbeidrängte. Bald dehnte er seine Besuche auf die östlich gelegenen großen Küstenorte La und Täschi aus und konnte hier einen Anfang mit der Errichtung von Schulen machen. Im folgenden Jahre war es ihm vergönnt, den Erstling aus den Heiden zu taufen. Es kostete dies einen harten Kampf, aber die Bahn war damit gebrochen. Wie in der Natur draußen nach dem ertötenden Hauche des Wüstenwindes die dürren Grasflächen des Akra-Landes auf den ersten Frühregen hin sich plötzlich in das lachendste Grün kleiden, so bescherte der Herr nun in überraschendster Weise einen geistlichen Frühling. Wie durch eine mächtige Bewegung von oben wurden manche Neger Christiansborgs ergriffen, und eine Zahl von 40 bis 50 Erwachsenen schlossen sich dem rastlos wirkenden Schiedt und seinem Mitarbeiter J. Stanger an. Betstunden wurden gehalten, Gesänge eingeübt und Taufunterricht erteilt. Mancher Neger schnitt sein Amulett vom Hals und erklärte, Gott dienen zu wollen. Bald durften fünf weitere Leute getauft werden, die Gottesdienste und die Schule wurden fleißig

besucht und ein kleines Lehrerseminar ins Leben gerufen. Aber auch „die Pfeile des Teufels flogen nun von allen Seiten". Am empfindlichsten wurde das aufblühende Werk durch die wiederholten Sündenfälle des armen Thompson betroffen, dessen Entlassung aus dem Missionsdienst dadurch nötig wurde.

Einen Aufschwung nahm die Arbeit in und um Christiansborg seit der Ankunft der Brüder Locher und Zimmermann im Jahre 1850, wodurch dieselbe mehr verteilt und energischer betrieben werden konnte. Jetzt konnte man auch an die Bearbeitung der Landessprache, des Gâ, gehen, der sich der sprachenbegabte Zimmermann neben der Leitung des kleinen Katechistenseminars widmete. Er machte sich zunächst an die Übersetzung der Bibel, schrieb im Laufe der Jahre eine Grammatik, stellte ein Wörterbuch zusammen und lieferte eine Reihe wertvoller Spracharbeiten, wie ein Gesangbuch, Liturgie, Schul- und verschiedene religiöse Bücher. Durch die Bemeisterung der Sprache kam man mehr und mehr dem Volke nahe und machte sich vom Dolmetscher unabhängig. Auch nach außen hin machte sich der Segen der Arbeit bemerklich. Die neuerbaute und an Neujahr 1850 eingeweihte große Kapelle füllte sich mit Hörern; Neger und Mulatten meldeten sich zur Aufnahme in die Gemeinde, so daß die Seelenzahl der Gemeinde bis Ende 1852 auf 80 stieg. Ebenso mehrte und hob sich die Knabenschule der Station, besonders seit der tüchtige A. Steinhauser (1853) derselben vorstand. Selbst die landeinwärts gelegenen Bauerndörfer, deren Bevölkerung politisch zu den Küstenstädten Christiansborg, La und Täschi gehören, wurden von den Missionaren gelegentlich mit dem Evangelium aufgesucht. Und, wunderbar, wo früher die ersten Arbeiter, kaum angelangt, ins Grab gesunken waren, da schonte jetzt der Herr des Lebens seiner Boten, so daß außer dem einen, Köster, der 1849 starb, die Station

Christiansborg bis 1857 keinen Todesfall erlebte. Dagegen erfuhr dieselbe im Jahre 1854 einen Sturm, der anfangs alles bisher Gewonnene zu vernichten drohte, nach Gottes Fügung aber nur dazu dienen mußte, dem Missionswerk im Küstengebiete eine größere Ausdehnung zu geben.

Die Stadt Christiansborg und mit ihr die umliegenden Gebiete bis hin zum Volta standen bis zum Jahre 1850 unter der Herrschaft der dänischen Regierung. War ihr Einfluß auch nicht bedeutend, so war ihr Charakter doch ein durchaus wohlmeinender. Sie suchte nicht allein dem Volk den Frieden zu erhalten, sondern auch nach Abschaffung des Sklavenhandels das Land wirtschaftlich zu heben. So ragen noch jetzt die Ruinen des ehemaligen dänischen Landsitzes „Frederiksgave" bei Abokobi aus dem waldigen Bergabhang empor, wo man seinerzeit Kaffee und Baumwolle gepflanzt hatte. Jetzt stehen nur noch einige Reihen von Tamarinden- und Orangenbäumen mit dem vom Dickicht überwucherten Mauerwerk des Landsitzes als Denkmal der wohlwollenden Bestrebungen einer vergangenen Zeit. Damals führte von Christiansborg nach Frederiksgave eine Straße, die zeitweise von einem Ochsengefährt befahren wurde. Die Forts längs der Küstenlinie wurden in gutem Stand gehalten, wozu die Neger pünktlich alle Jahre das vorgeschriebene Quantum Muschelkalk lieferten. Im Hauptort Christiansborg wurde selbst eine Schule unterhalten und die Regierung sorgte dafür, daß die vielen Mulattenkinder wenigstens getauft und geschult wurden. So war doch der gute Wille da, etwas für Land und Volk zu tun. Aber die Kolonie war doch zu klein und abgelegen, um sie auf die Dauer halten zu können.

Man begrüßte es daher allgemein als einen Fortschritt, als im Jahre 1850 der dänische Teil der Gold-

Strand von Akra.

küste an die Engländer käuflich abgetreten wurde. Schwarze wie Weiße erwarteten nun Großes für die Zivilisierung des Landes von der gepriesenen englischen Regierung. Der Anfang schien auch den gehegten Erwartungen zu entsprechen. Im Jahre 1852 kamen alle neu annektierten Könige und Häuptlinge mit ihrer waffenfähigen Mannschaft nach Christiansborg, um dem neuen Regimente zu huldigen. Den Missionaren war unter diesem Volksgewühl die beste Gelegenheit geboten, den Samen des Wortes Gottes auszustreuen und Beziehungen mit den verschiedenen Stämmen anzuknüpfen. In den Ratsversammlungen mit dem englischen Gouverneur wurden allerlei Verbesserungen vereinbart, aber auch zur Deckung der Unkosten eine Kopfsteuer festgesetzt, wonach jeder Eingeborene einen Schilling (gleich eine Mark) zu zahlen hatte. Diese Kopfsteuer und die Art und Weise ihrer Einziehung erregte aber unter den Eingeborenen allgemeine Unzufriedenheit. Ein Teil des Geldes fiel in die Tasche der mit dem Einzug der Steuer beauftragten Mulatten, da die richtige Ablieferung bei der Unkenntnis der Bevölkerungsziffer gar nicht kontrolliert werden konnte. Auch wurde von den versprochenen Verbesserungen wenig oder nichts ausgeführt. Kein Wunder, daß die Eingeborenen des Zahlens bald überdrüssig wurden und die Kopfsteuer verweigerten.

So kam es schon Anfang 1854 zu ernsten Händeln, die schließlich zur Beschießung der Küstenstädte Christiansborg, La und Täschi führten. Es geschah dies am 13. und 14. September von seiten eines Kriegsschiffes, das noch durch die Kanonen des Christiansborger Forts unterstützt wurde. Die Negerstadt Osu am Fuße des Forts brannte lichterloh und war bald ein rauchender Trümmerhaufen. Aber auch die soliden Missionshäuser wurden gegen das Versprechen der Engländer, sie schonen zu wollen, mit Bomben und Granaten beworfen und fürchterlich zu-

gerichtet. Mit Ausnahme der Geschwister Locher, die sich nach dem benachbarten Akra geflüchtet hatten, waren die Missionare mit ihren Familien und Pflegebefohlenen im Vertrauen auf die zugesagte Schonung am ersten Tage der Beschießung in ihren Häusern verblieben und suchten in den unteren Räumen der massiven Gebäude Schutz vor den dahersausenden Geschossen. Neben und hinter ihnen schlugen diese krachend in die Mauern ein, Bomben platzten in unmittelbarer Nähe mit entsetzlichem Knall; es war nur ein Schritt zwischen ihnen und dem Tode. Die Frauen wurden ohnmächtig, die Kinder schrieen und die Männer konnten nichts tun, als eben auch „schreien", wie Moses am Roten Meer. Am folgenden Morgen, ehe die Kanonade aufs neue begann, begaben sich dann vor Tagesanbruch die Missionsfamilien mit einigem Hab und Gut in das nahe Akra. Erst am dritten Tag konnten die Brüder ihre Wohnungen wieder aufsuchen. Aber wie sah es da aus! Alles zerschossen und voller Schutt. Dazu war vieles geplündert worden: Möbel, Bücher, Manuskripte, zum Teil Fenster und Türen. Die Stadt der Eingeborenen aber war ein rauchender Aschenhaufen.

Der Kriegszustand an der Küste dauerte noch eine Weile fort, bis der Aufstand unterdrückt und die Ruhe wiederhergestellt war. Mittlerweile hatten sich aber die Bewohner von Christiansborg zerstreut. Die kleine Gemeinde war total zersprengt. Zwar kehrten Geschwister Stanger und Locher wieder nach Christiansborg zurück und suchten sich in ihren beschädigten Wohnungen so gut als möglich einzurichten, aber es war keine Bevölkerung mehr da. Wo früher das Getümmel des Volkes ertönte, da starrten jetzt nur noch öde, ausgebrannte Ruinen empor, aus denen bei Tage noch etwa ein früherer Bewohner die letzten Holzstücke ablöste, um vor Einbruch der Nacht dann eilig die Stätte des Grauens zu ver-

lassen. Erst nach und nach konnten die Brüder eine Anzahl der zersprengten und in die Nachbarorte geflüchteten Gemeindeglieder zur Schule und zum Gottesdienst wieder sammeln. Der größere Teil der Christiansborger hatte sich jedoch in die Plantagendörfer am Fuße des Gebirges zurückgezogen und machte Miene, sich dort bleibend anzusiedeln. Zimmermann und Steinhauser beschlossen deshalb, sich unter dieser Bevölkerung im sogenannten Buschland niederzulassen. Schon wenige Tage nach der Beschießung folgten sie den flüchtenden Eingeborenen und suchten einstweilen auf der Missionsplantage Abokobi ein Unterkommen zu finden. Hier hofften sie auch, einen Teil ihrer versprengten Gemeindeglieder wieder sammeln zu können.

In Abokobi.

Der Weg von Christiansborg nach Abokobi führt gerade nordwärts durch die wellenförmige Grasebene des Gâ-Landes. In der Nähe der Küste einförmig, wird dieselbe weiter landeinwärts recht anmutig. Mannigfaltige Baumgruppen unterbrechen die weite Grasfläche und geben ihr fast das Aussehen eines englischen Gartens. Schöne Blumen, kleinere und größere Vögel, in den prächtigsten Farben glänzend, beleben die Landschaft. Näher dem Gebirge zu, wo der Regen häufiger fällt und der Tau des Himmels die Fluren befruchtet, beginnt dann der dichte Busch oder niedrige Wald, unterbrochen durch die Mais-, Jams- und Maniokpflanzungen der Neger und die zahllosen größeren und kleineren Dörfer dazwischen. Dort liegt, vier Stunden von Christiansborg entfernt, das Dörflein Abokobi. Tiefe Sabbathstille begrüßt hier den Küstenbewohner. Das ewige Brausen der Meeresbrandung ist verstummt und kaum noch in nächtlicher Stille von ferne zu vernehmen. Nur das Trommeln und der Lärm heidnischer Feste tönt

aus den Nachbardörfern herüber, davon es im Umkreise eine große Anzahl gibt. — Hier hatte schon in den dreißiger Jahren Missionar A. Riis ein Stück Land erworben, auf dem dann später ein kleines Lehmhäuschen errichtet wurde, das den reisenden Missionaren als Absteigequartier zwischen der Küste und Akropong diente.

Das war der Ort, wo sich Zimmermann und Steinhauser nach der Beschießung von Christiansborg niederließen. Drei Christen wohnten schon da, darunter der alte Abraham Akwete von Täschi; einige andere fanden sich bald hinzu, und am 1. Oktober konnte man mit 14 Personen das hl. Abendmahl feiern und damit gleichsam die neue Gemeinde konstituieren. Äußerlich ging es freilich höchst primitiv zu. Maisbrot und Stockjams war zunächst die Nahrung, Taschenmesser und anderthalb Löffel das gemeinsame Besteck; den Kaffee lieferte, vom Baum frisch gepflückt, die nahe Plantage; das weitere fand sich nach und nach. Am meisten Not machte das Wohnen. Das der Mission gehörige Häuschen bestand nur aus zwei kleinen Zimmern und zwei offenen Ställchen. Die übrigen vier Negerhäuschen mit je zwei Zimmern waren bereits bewohnt. Darein mußten sich nun die von der Küste geflüchteten ca. 30 Personen teilen. Aber man half sich. Die Männer schliefen einstweilen im Freien, die Frauen verteilte man in die Hütten. In den nächsten Monaten bauten dann die Brüder ein drittes Zimmer ans Missionshäuslein und ein längeres Gemach für die elf Katechistenschüler, die Zimmermann von der Küste mitgebracht hatte. Auch die Christen bauten sich nach und nach an. Der Gottesdienst wurde in der Regel unter einem Schattenbaum gehalten, die Schule desgleichen, zu der sich mit der Zeit 20 Schüler zusammengefunden hatten. Abends sammelte sich alles um ein großes Feuer im Hofe, und nach der Abendandacht gab Steinhauser Singstunde, an der sich

jung und alt mit großem Eifer beteiligte. Da stand er in der Mitte dieser nächtlichen Versammlung und schlug den Takt, während aller Augen und Zähne glänzten und der alte hinkende Abraham mit seinem gesunden Fuße Zeit hielt, und mit derselben Begeisterung einen Choral oder auch den Kanon: „Bruder Jakob, schläfst du noch" mitsang. An den Sonntagnachmittagen und sonst wurde fleißig in den benachbarten Dörfern und Weilern gepredigt, so daß es bald ringsum rumorte. Die Fetischpriester in der Nachbarschaft wurden eifersüchtig und fürchteten für ihren Einfluß. Wann irgendwo Regenmangel eintrat, sollte das Kirchenglöcklein in Abokobi schuld daran sein, bis es einigemale gerade in Abokobi regnete und ringsumher alles dürre blieb, so daß es den Heiden zu denken gab.

So entwickelte sich in Abokobi ein fröhliches Leben und reges Schaffen. Die Gemeinde wuchs lieblich heran, so daß sie Ende 1855 schon 66 Seelen und 42 Taufbewerber zählte. Es war den Brüdern klar, daß ihre Vertreibung von Christiansborg eine Fügung Gottes war, ein Auseinanderstreuen der Lebensfunken zu größerem Auflodern des Feuers, das der Herr angezündet hatte. Befand man sich doch hier inmitten einer regsamen Bauernbevölkerung, die noch ziemlich unberührt vom Einfluß der Küste weit günstigere Aussichten für die Bildung gesunder Gemeinden bot, als diese, und zudem ringsum unter den Heiden ein großes Feld der Missionstätigkeit eröffnete. Es lag deshalb der Gedanke nahe, Abokobi zu einer selbständigen Station zu erheben. Nur die einfachsten Einrichtungen sollten hiefür genügen: ein bescheidenes Wohnhaus für die Missionare, Wohnungen für die eingeborenen Gehilfen, ein Raum für Gottesdienst und Schule. Indes man mußte sich, da in der Heimat drückender Geldmangel war, noch längere Zeit mit dem Provisorium behelfen, bis im Jahr 1857 das inzwischen zu einem Christendorf

emporgeblühte Abokobi die gewünschte Ausdehnung erhielt. Der Busch wurde mehr gelichtet, Wege und Straßen angelegt, und der Bau von zwei neuen Missionshäusern begonnen, von denen das eine später die bis dahin in Christiansborg befindliche Mädchenanstalt aufnahm, wogegen die Katechistenschule mit dem in Akropong errichteten Institut vereinigt wurde. Zugleich wurde ein Brunnenschacht gegraben, der dem wasserarmen Abokobi das nötige Wasser liefern und „das Negervolk weit und breit auffordern sollte, trotz Berggeistern und Kobolden, in der Tiefe Wasser zu suchen für Menschen und Vieh, Häuser und Gärten". Auch mit Landwirtschaft und Viehzucht wurde ein Versuch gemacht, ja Zimmermann und Steinhauser dachten sogar daran, christliche Kolonisten aus der europäischen Heimat am Fuße des Gebirges anzusiedeln, die zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse und dadurch auch zur Förderung des Missionswerkes beitragen sollten. Doch kam dieses Projekt nicht zur Ausführung, da Steinhauser unerwartet schnell am 13. September 1857 aus diesem Leben abgerufen wurde und auch die heimatliche Leitung die Sache nicht befürworten konnte.

Wie günstig Abokobi für die Missionsarbeit lag, trat je länger je mehr hervor. Die ringsum ansässige Bauernbevölkerung war in ihren Dörfern und Weilern leicht zu erreichen. In ihrer Abgeschiedenheit zeigte sich zwar das Volk dem Fetischdienst noch ergebener, als die aufgeklärten Bewohner der Küstenstädte, aber es fand sich doch im ganzen ein religiöserer Sinn unter ihnen. Auf der andern Seite waltete hier noch ein echt patriarchalisches Leben, Einfachheit des Lebens und der Sitten. Die Arbeit mit Haue und Buschmesser war geachtet, und die Gegensätze von reich und arm kaum vorhanden. Die Christen der Station, obschon noch zarte Pflanzen, zeigten ein reges geistliches Leben, das sich besonders

darin kundgab, daß sie fleißig die Umgegend besuchten, Zeugnis von Christo ablegten und ihre Brüder nach dem Fleisch für ihn zu gewinnen suchten. Fleißig vereinigten sie sich zu Gebetstunden in den Häusern und in der Kapelle, arbeiteten für Gemeindezwecke und hielten auf Zucht und Ordnung in der Gemeinde. Ja, Abokobi war in seinem ersten und zweiten Jahrzehnt eine freundliche und liebliche Stätte inmitten der heidnischen Umgebung, wo sich der Geist Gottes regte und auch dem Äußeren des kleinen Christenortes das Gepräge des Friedens und Segens aufdrückte.

Eine solche Stätte konnte als Lichtpunkt nicht verborgen bleiben. Nach allen Seiten hin warf sie ihre Strahlen in das Dunkel des Heidentums. Das Evangelium fand bald da, bald dort Eingang in den Nachbardörfern, und es bildeten sich Christenhäuflein, die des Sonntags von nah und fern auf die Mutterstation zu den Gottesdiensten herbeikamen. Unter den Getauften war es besonders die Persönlichkeit des ehemaligen Fetischpriesters Mohenu, der durch seinen Wandel im Licht und als ein lebendiger Zeuge seines Heilandes weithin Segen stiftete. Von Täschi gebürtig, trieb er lange als Fetischpriester sein Wesen in der Umgebung von Abokobi, bis er, durch schreckhafte Erscheinungen verfolgt, sich reumütig am Kreuze Christi niederwarf und am 11. Oktober 1857 mit seinem ganzen Hause getauft wurde. Er wurde hierauf Gemeindeältester von Abokobi und hat später von 1867 an bis zu seinem seligen Heimgang (im Jahre 1886) als Reiseprediger in großem Segen gewirkt. Abokobi aber blühte immer mehr auf und zählte nach einem Jahrzehnt 168 Gemeindeglieder.*)

*) Ueber die Station Abokobi vgl. „Im Heim des afrikanischen Bauern". Geb. Mk. 1.20. Basel, Missionsbuchhandlung.

4. Ausdehnung nach Norden und Osten.

a) Im Urwald von Akem.

Jenseits der steilen Abhänge des Akwapemgebirges, nur wenige Tagereisen von der Küste entfernt, dehnt sich das weite, ungeheure Urwaldgebiet von Akem aus, dessen Bewohner wie die Akwapemer und Asanteer zu den Stämmen des Tschivolkes gehören. Sie bildeten früher eine zahlreiche und mächtige Nation, wurden aber ums Jahr 1742 von ihren nordwestlichen Grenznachbarn, den Asanteern, besiegt und so aufgerieben, daß sie sich bis heute nicht mehr recht erholt haben. So ist denn auch das Land verhältnismäßig dünn bevölkert und hat kaum je Aussicht, durchweg kultiviert zu werden und die übermächtige Urwildnis verschwinden zu sehen. Besonders gegen Asante und Okwawu hin bilden Urwälder von mehreren Tagereisen einen natürlichen Grenzwall gegen die gefürchteten Asantestämme. Die Hauptbeschäftigung der Akemer bildete früher vornehmlich die Jagd und Goldgräberei, wogegen neuerdings der Handel mit Kautschuk, der als Saft einer Schlingpflanze ziemlich mühelos gewonnen wird, viele beschäftigt. Da Ackerbau und Viehzucht sehr vernachlässigt und die Hölzer der Urwälder fast nicht verwertet werden, so gehört der Akemer zu den ärmeren Stämmen der Goldküste. Auch sonst waren die

Volksverhältnisse bis zur Aufhebung der Sklaverei (1874) die denkbar traurigsten. Ähnlich wie in Asante übte der Fürst des Landes mit seinen Großen eine despotische Herrschaft aus, und ein großer Teil der Bevölkerung stand im Sklavenverhältnis und wurde aufs härteste bedrückt. Ein finsteres Heidentum mit Menschenopfern und barbarischen Gebräuchen hielt sich trotz der englischen Oberhoheit bis in die Neuzeit in diesem Waldgebiet versteckt. Doch auch diesem finstern und geknechteten Lande sollte ein erleuchtender Strahl des Evangeliums zu seiner Zeit aufgehen.

Schon Miss. Riis hatte diesem Gebiet und dessen Hauptstadt Kyebi von Akropong aus einen Besuch gemacht; aber der trunkene König Ata flößte ihm kein Vertrauen ein. So vergingen Jahre, und wenn auch die späteren Brüder Akem nicht aus den Augen ließen, so kam es doch zu keiner Besetzung. Dies geschah erst im Jahre 1853, und zwar unter Umständen, die eine ganz neue Missionspraxis bedeuteten. Es sollte hier der Versuch angestellt werden, die Mission ohne Unterstützung der heimatlichen Kreise auf dem Wege der Selbstunterhaltung zu treiben. Vertreter dieses Gedankens war der im Jahr 1851 in Akropong eingetroffene Miss. S. Süß, der sich schon hier nicht recht in die hergebrachte Methode des Missionsbetriebs finden konnte und allerlei neue Bahnen einzuschlagen suchte. Vor allem war sein Bestreben darauf gerichtet, dem Missionar ein wohlfeileres Dasein zu verschaffen und alle Erwerbsquellen des Landes zu erschließen. Zu dem Zweck versuchte er's mit dem Landbau und der Viehzucht, pflanzte Jams, Kaffee und Baumwolle, verfertigte einen zweirädrigen Karren, und wandte den Pflug für den Ackerbau an, hielt Kühe und Ziegen, reparierte eine alte Kornmühle und mahlte Mais damit, brannte Ziegel, baute einen Backofen und buk Brot, grub einen Brunnen und konstruierte eine

Holzwinde dafür — kurz, er ließ nichts unversucht, um alle Bedürfnisse des Lebens an Ort und Stelle dem Lande abzugewinnen. Schließlich entsagte er selbst der europäischen Lebensweise und hielt sich an die der Eingeborenen. Daneben studierte er fleißig die Landessprache und sammelte 1200 Sprichwörter. Indes er wünschte freiere Bewegung und brannte von dem Verlangen, auch den Negern weiter im Inland den Heiland der Welt zu verkündigen. So verließ er, ohne seine Mitbrüder darüber zu hören, das Missionszentrum Akropong und begab sich 1853 nach Akem, um in dessen nördlichem Gebiet, in der Stadt Gyadam, eine neue Missionsstation auf seine eigene Faust zu begründen. Dem Komitee aber erklärte er, daß er diesen Schritt nicht als eine Trennung von der Gesellschaft, sondern nur von ihren Geldmitteln betrachte. Der dortige König nahm ihn freundlich auf und versprach ihm das Nötigste zu seinem Unterhalt zu gewähren. Auch das Komitee hatte schließlich nichts dagegen einzuwenden und verlangte nur, daß er soweit in Verbindung mit ihm bleibe, daß er sich auch ferner der Gesellschaft und ihrer Leitung unterstelle. Das gelobte zwar Süß, aber nur in bedingter Weise.

Mutig ging er an die Arbeit und lebte so über Jahr und Tag als Einsiedler mitten in der Urwildnis von Akem. Mit eigener Hand, trotz des mörderischen Klimas, das ihn mehrmals darniederwarf, fällte er Bäume, rodete den von mächtigen Wurzeln durchsetzten Boden um, pflanzte Tabak, Futtergräser und europäische Getreide- und Gemüsesorten, spaltete Hölzer und machte Zäune, legte Jams- und Pisangpflanzungen an, strich Backsteine, baute einige Häuschen, trieb Schaf- und Schweinezucht und erwarb sich durch Ackerbau und etwas Tauschhandel den nötigen Lebensunterhalt. Außerdem predigte und lehrte er und bereiste das Land bis an die Grenzen von Asante. Die Sache schien sich machen zu

wollen. Doch hielt es das Komitee für geraten, dem einsam stehenden Süß einen europäischen Mitarbeiter an die Seite zu stellen, der wie dieser ohne pekuniäre Unterstützung in Gyadam arbeite. Es fand sich hiezu ein Freiwilliger, der Zögling Baum, dem sich dann noch der Handwerksbruder Herzog anschloß. Dieser erlag aber schon in Abokobi, wo er einstweilen bei der Einrichtung der Station half, der Dysenterie. Baum aber stieß nach einiger Vorbereitungszeit in Akropong, im Frühjahr 1856 zu Br. Süß in Gyadam. Diesem war aber die gesandte Hilfe nicht sonderlich erwünscht, obschon er während seines Alleinseins durch Krankheit und sonstige Nöte unsagbar Schweres hatte durchmachen müssen. Indes gedieh anfangs das neue Missionsunternehmen; auch standen etliche Neger im Taufunterricht. Aber nun fand es der König von Gyadam bequemer, die Missionare auszuplündern, als ihre Waren gegen Lebensmittel einzutauschen. Dazu kam, daß die politische Lage in Gyadam höchst unsicher war. Die Bewohner desselben waren ein um das Jahr 1830 in Akem eingewanderter Asantestamm, der vom Akemkönig Ata beständig beunruhigt wurde und deshalb nie recht sicher saß. Aus diesen und anderen Gründen glaubte sich Süß genötigt, die Station verlassen zu sollen. Er zog noch im gleichen Jahr ab und ließ sich am Fuß des Yogaga, am Ufer des Volta nieder. Hier baute er sich ein Häuschen bei Dauromadam und missionierte in seiner Weise. Dadurch löste sich aber auch das Band zwischen ihm und seiner Gesellschaft.

So stand denn Baum allein in Gyadam, bis ihm im folgenden Jahr (1857) die beiden Handwerksbrüder Hönger und Kromer zu Hilfe geschickt wurden. Nun erst konnte man daran denken, die Missionsniederlassung auf einen gesünderen Platz zu verlegen. Es geschah dies, indem man auf einem über der Stadt gelegenen Berge, hoch über dem von Wald und Sumpf bedeckten, fieber-

reichen Talgrund, eine Wohnung aufschlug. Aber schon im Mai 1858 erlag Hönger dem Klimafieber und zwei Monate später Baum in Christiansborg der Dysenterie. Inzwischen war jedoch Süß wieder an seine alte Arbeitsstätte zurückgekehrt, verließ dieselbe aber mit seiner Frau, der Witwe Steinhauser, die er Januar 1859 geehelicht hatte, im Juli 1859 und siedelte sich aufs neue in seinem Dauromadam am Volta an. Hier hat der eigenartige Mann noch mit einiger Unterbrechung bis Ende 1861 in aller Zurückgezogenheit gearbeitet. Im Frühjahr 1862 kehrte er nach Europa zurück, hat noch kurze Zeit auf der Liberiaküste im Dienst der amerikanischen Mission gearbeitet und dann in Amerika als Pastor einen Wirkungskreis gefunden, wo er am 13. Dezember 1904 entschlafen ist.*)

Gyadam stand aber damals bei seinem zweiten Abzug am Vorabend schmerzlicher Ereignisse. Der schon lange bestehende Streit zwischen Kyebi und Gyadam loderte plötzlich Anfang 1860 zur Kriegsflamme auf. König Ata von Kyebi rückte mehrmals gegen Gyadam aus und dieses, obwohl es die Angriffe siegreich zurückschlug, war der steten Beunruhigungen schließlich so müde, daß seine Bewohner ihre Heimstätten verließen und nach dem Südwesten abzogen, wo sie sich am unteren Berem im sogenannten Akem-Kotoku eine neue Heimat gründeten. Hier ist ihren Kindern erst 30 Jahre später von Basler Missionaren das Evangelium aufs neue nahe gebracht worden.

Die verlassene Stadt wurde vom König von Kyebi sofort besetzt und in Asche gelegt. Die Missionsniederlassung wurde zwar geschont, aber die Brüder Ström-

*) Eine ausführlichere Darstellung seines Lebens und Wirkens findet sich in dem Missionsschriftchen: Auf einsamen Pfaden. (Missionshelden IV). Basler Missionsbuchhandlung. 20 Pfg. = 25 Cts.

berg, Kromer und Haas sahen sich plötzlich zwischen rauchenden Trümmern allein und ohne Volk, inmitten einer heulenden Wildnis. Über Gyadam war ein Gottesgericht hereingebrochen, und wehmütigen Herzens sahen sich die Missionare gezwungen, die zerstörte Stätte ihres Wirkens zu verlassen. Sie zogen sich einstweilen nach dem Grenzort Kukurantumi zurück. Sechs Neger waren während der siebenjährigen Arbeit in Gyadam getauft worden. Die von Süß ins Werk gesetzte Freimission hatte damit ihr Ende gefunden. Es war ein Experiment, dem Gott das Siegel des Gelingens versagt hatte, das aber doch unter seinem Walten dazu dienen mußte, daß die Mission ins Akem-Land geführt wurde; aber erst viel später sind ihr hier größere Erfolge beschert worden.

Es war nun eine Zeitlang ungewiß, ob sich das in Akem angefangene Werk werde fortsetzen lassen und wo man sich für die Zukunft fest ansiedeln sollte. Doch gestalteten sich in der ersten Hälfte von 1861 die Dinge in Akem bereits so, daß die Missionare in Kukurantumi die Weisung erhielten, die Landeshauptstadt Kyebi als Stationsort zu wählen und sich dort anzubauen. Daraufhin siedelten Strömberg und Kromer und der neueingetroffene Br. Eisenschmid 1861 nach Kyebi über.

Wieder begann das Bauen, und allgemach erhob sich auf dem kleinen Hügel an den Ufern des Berem, wo vormals nichts als dichte Urwaldung stand, eine kleine Missionsniederlassung. Auch der Samen des Wortes Gottes wurde nach der Bauzeit fleißig ausgestreut. Aber es war eine Geduldsarbeit, die jahrelang nur spärliche Früchte aufgehen sah. Denn ringsum war das Volk im Götzendienst verstrickt; die Herzen waren durch das Gift des Sündendienstes stumpf und ertötet gegen alle höheren Einflüsse; kein Lichtstrahl der Hoffnung leuchtete in diese Todesfinsternis hinein, und die dort stationierten Mis-

sionare hatten einen täglichen Kampf mit dem Aberglauben, der Ungerechtigkeit, Roheit und Grausamkeit der Heiden zu bestehen. Immerhin wurden den Brüdern, die unter viel Krankheits- und Sterbensnöten diesen harten Acker bestellten, nach und nach einige Seelen geschenkt, die den Grundstock zu einer kleinen Gemeinde bildeten. Auch eine Knabenanstalt wurde mit der Zeit in Kyebi errichtet und in derselben junge Akemer in christliche Erziehung genommen. Aber lange Jahre blieb das Missionswerk auf Kyebi und Kukurantumi beschränkt, und es war erst einer späteren Zeit aufbehalten, in der sich dasselbe über das ganze Akemland ausdehnte und ein Lebenshauch von oben die Totengebeine zu beleben begann. Nach dem ersten Jahrzehnt des Bestehens Kyebis zählte man erst 42 Christen in ganz Akem.

b) Unter den Palmbauern von Krobo.

Ungefähr 18 bis 20 Wegstunden landeinwärts vom Küstensaum der Goldküste, unfern der Stelle, wo der Voltafluß das Gebirge durchbricht, liegt in dem vom Bergland und dem Volta gebildeten Winkel das Gebiet des Krobo-Stammes. Es ist ein kleines Land, das ein rüstiger Fußgänger in etwa 10 Stunden seiner ganzen Länge nach durchwandern kann. Herrliche Palmenwälder bedecken einen großen Teil des in der Ebene gelegenen Ländchens und verleihen ihm einen hohen Reiz. Durch neuere Erwerbungen erstrecken sich indes die Ländereien und Wohnsitze der betriebsamen Kroboer bis weit in die Berge hinein und am Voltafluß aufwärts.

Seine Bewohner, die Krobo-Neger, die ihre eigene Sprache — das dem Gâ verwandte Adangme — reden, sind ein Menschenschlag, der sich durch kräftigen Körperbau, durch Fleiß und Regsamkeit auszeichnet, aber auch zugleich von hohem Selbstbewußtsein und unbeugsamem Nationalstolz erfüllt ist. Politisch stehen sie unter zwei

Fürsten, die unabhängig von einander ihren Stammesteil regieren. Doch betrachten sie sich als Brüder und sind zu Schutz und Trutz verbunden, wenn es auch nicht ohne Neid und Eifersucht abgeht. Den nationalen Mittelpunkt des Landes und Volkes bildete früher der aus der Ebene schroff und isoliert aufsteigende Kroboberg, eine riesige Felsenmasse, die ehemals auf ihrem düstern Rücken zwei Königsstädte trug. Von dieser Berghöhe aus eröffnet sich dem Auge die entzückendste Rundsicht über die ganze Landschaft. Da liegt zu den Füßen, vom silbernen Band des Volta durchzogen, die weite, von Fächerpalmen bestandene und von wogendem Gras bedeckte Ebene, deren südlichen Rand die Spiegelfläche des Meeres begrenzt; den nördlichen Hintergrund aber schließt der stattliche Wall des Akwapemgebirges ab, während vom Osten her, jenseits des Volta, der wie eine Sphinx in der Ebene hingelagerte Adaglu mit seinem Felsenhaupt herübergrüßt. Der Kroboberg war die ursprüngliche Heimat des Stammes und die sichere Felsenfeste, wohin in Kriegszeiten alles mit seiner Habe flüchtete. Er war aber auch, bis die englische Kolonialverwaltung wegen der dort vorkommenden Menschenopfer die beiden Bergstädte zerstörte und die daselbst üblichen Fetischfeste und Totenfeiern verbot, das religiöse Heiligtum der Kroboer, wo ihre angesehensten Fetische Kadokro und Nadu thronten, und die durch lärmende Feste gefeiert wurden. In den beiden Bergstädten pflegte man auch alle Toten zu bestatten, die man aus den in der Niederung gelegenen Dörfern und Weilern heraufrug und in den Wohnungen beisetzte. Auf dieser ihrer nächtlichen Bergfahrt begleiteten sämtliche Familienglieder die Abgeschiedenen und veranstalteten ihnen oben auf dem Berge großartige Totenfeiern, die in wilden Saufgelagen und Flintensalven, in Kriegsgesang und Klagegeheul bestanden.

Aber auch sonst versammelten sich je und je die Kro-

boer mit ihren Häuptlingen auf dem Berg, um ihre Fetisch- und Volksfeste zu feiern. Bei dieser Gelegenheit pflegten sie den Palmwein aus den polierten Schädeln erschlagener Feinde zu trinken. Und vor allem waren es die Mädchen des Stammes, die vor ihrer Verheiratung sich längere Zeit dort oben aufhalten mußten. Müßig und in einer Art von klösterlicher Zurückgezogenheit und unter der Aufsicht von Priesterinnen lebend, saßen sie hin und her auf den Felsen, sangen des Volkes alte Lieder und hörten seine überlieferten Gebräuche. Denn in die alten Sagen und heidnischen Sitten sollten sie hier eingeweiht werden und zugleich unter dem Schutz der Fetische ihre Keuschheit bewahren. Hier oben verlebten auch in der Nähe ihres Nationalheiligtums die Alten ihre letzten Tage; denn starben sie, so hatten sie nicht weit ins Grab. Die Häuser der beiden Bergstädte waren regellos und wie Adlerhorste in die Felsen hinein gebaut oder hingen wie Schwalbennester an ihnen herum. Jetzt sind diese Stätten des heidnischen Greuels dem Boden gleichgemacht.

Gleichwie nun in Europa in alter Zeit das Volk von den befestigten Burgen und Höhen herabgestiegen ist und sich über das einladende Tiefland ergossen hat, droben aber nur etwa noch ein Kirchlein, oder eine Begräbnisstätte, oder ein Denkmal seiner Ahnen zurücklassend, so auch das Krobovolk. Stundenweit im Umkreis hat es unten in der Ebene seine Jams-, Mais- und Palmenpflanzungen, auf denen der Kroboer seine meiste Zeit zubringt. Zwischen den zahllosen Ölpalmen, die er sorgfältig kultiviert und aus deren Früchten er das in den Handel gebrachte Palmöl gewinnt, finden sich Hunderte von Niederlassungen zerstreut. Meist sind es einzelne Höfe, die im Palmenwald unter Mangobäumen und Limonensträuchern versteckt liegen und in denen eine Bauernfamilie ihr Wesen treibt. Schmale, schattige Pfade führen von den Hauptwegen zu den einzelnen

Volksversammlung unter einem Banianenbaum.

Weilern, deren Dasein oft nur das Stimmengewirr spielender Kinder oder der Lockruf eines Hahnes oder das Blöken der Schafe verrät. Doch bilden die Niederlassungen hin und wieder auch kleinere und größere Dörfer bis zu 500 Einwohnern, deren Häuser sich durch ihre solide Bauart auszeichnen.

In religiöser Beziehung hängen die Kroboer zäh und mit blindem Glauben an ihren Fetischen, und besonders sind es die heidnischen Überlieferungen der Väter, an denen sie mit aller Macht festhalten. So sind es vor allem Nationalfeste, wilde, unzüchtige Tänze, Fetisch- und Totenfeiern, Meuchelmord, Vielweiberei und ein niederer Grad von Sittlichkeit, die das soziale und religiöse Leben des Krobostammes kennzeichnen.

Dieses schöne Land mit dem nahen Voltastrom hatte schon öfter die Missionare auf dem Gebirge, wie die an der Küste angezogen. Nach mehreren vorübergehenden Besuchen faßte man denn auch Krobo als Arbeitsgebiet ins Auge, besonders nachdem Locher und Zimmermann auf einer längeren Reise dahin 1855 vom alten König Odonko Azu in Odumase die freundlichste Aufnahme gefunden hatten. Odonko gab Zimmermann seinen Sohn Tei zur Erziehung mit, der dann auch einige Monate später als der Erstling Krobos getauft werden konnte. Seitdem fing das ausgestreute Samenkorn an zu sprossen. Ein Nationalgehilfe wurde einstweilen in Odumase stationiert, und eine ganze Reihe junger Männer, der alte König an der Spitze, meldeten sich zur Taufe und besuchten den Taufunterricht. Ja, bei einer längeren Anwesenheit Br. Steinhausers 1856, hielten 18 bis zum letzten Tag beim Taufunterricht aus. Aber nur zwei, ebenfalls Söhne des Königs Odonko Azu, fanden die nötige Kraft zum Durchbruch und wurden im September jenes Jahres unter einem Baum vor großer Versammlung getauft. Eine Tür, die über die beiden Kriegs-

trommeln gelegt und mit weißem Linnen bedeckt wurde, bildete den Taufstein und hernach den Abendmahlstisch, und blieb es auch, bis Odumase im Jahr 1859 zur Station erhoben und von Zimmermann und Aldinger besetzt wurde. Hatte Steinhauser anfangs gemeint, bei der freundlichen Stellung des Königs bald den ganzen Stamm für das Christentum zu gewinnen, so war damit zu viel erhofft. Wohl war er ein wohlgesinnter Mann, der fleißig die Gottesdienste besuchte und von der Wahrheit innerlich ergriffen war, auch ein fleißiger Beter und Förderer des Reiches Gottes, dabei ein Fürst, weise und gerecht wie kein zweiter in Westafrika, aber zum offenen Bekenntnis durch die Taufe brachte er's nicht. Politik und Vielweiberei hielten ihn vom entscheidenden Schritt zurück. Dreimal stand er am Vorabend seiner Taufe, aber dreimal ging er zurück, ohne einen andern Grund anzugeben, als den: „ich will noch ein wenig warten". Diese Zögerung des Königs ließ auch andere, die sonst mit ihrem Übertritt nicht gesäumt hätten, eine abwartende und zuletzt ablehnende Haltung einnehmen. Wer weiß, von welchem Einfluß der Übertritt des angesehenen Königs Odonko auf sein ganzes Volk gewesen sein würde. Aber er blieb unentschieden bis an seinen Tod, der ihn am 26. September 1867 unerwartet schnell dem Leben entriß. Mit den Worten: „ich bin in Gottes Hand!" verschied er.

Die Krobo-Mission behielt auf Jahre hinaus dasselbe Gepräge: viel Empfänglichkeit, aber zauderndes Stehenbleiben vor dem letzten Durchbruch; doch konnten im Laufe des ersten Jahrzehnts über 100 Personen getauft werden. Aber auch bei den Erstlingen Krobos, deren Übertritt seiner Zeit so schöne Hoffnungen erweckte, ging es in der Folge noch über allerlei schwierige Klippen des heidnischen Lebens. Dazu erschwerten die Volks- und politischen Verhältnisse außerordentlich den Fort-

schritt des Werks. Dem weiblichen Geschlecht, das während der sogenannten Otufu- oder Mannbarkeitskostüme auf der Felsenburg des Kroboberges sich in das Fetischwesen einweihen ließ, war fast nicht beizukommen. Ein unglücklicher Krieg, in den der Krobostamm mit den Engländern verwickelt wurde und in welchem Odumase fast ganz zerstört wurde, tat auch das Seinige, um die Bevölkerung, der eine fast unerschwingliche Kriegssteuer auferlegt worden war, noch mehr abzulenken von dem, was zu ihrem Frieden diente. Das zerstreute Wohnen der Kroboer, die auf ihren einzelnen Höfen der Palmölgewinnung nachgingen und wochenlang in größter Abgeschlossenheit fern von Odumase wohnten, erwies sich ganz besonders als ein Hindernis für eine geordnete Gemeindepflege. Die Brüder Aldinger und Heck ließen sich deshalb die Reisepredigt angelegen sein und gingen den Kroboern in ihren Palmenwäldern und in den Bergen so viel als möglich nach, während Zimmermann in Odumase die kleine Gemeinde pflegte und seiner Bibelübersetzung und andern literarischen Arbeiten oblag. Auf ihren Predigtreisen wurden sie auch an den Volta geführt und auf ihm stromabwärts bis in dessen Mündungsgebiet. Hier war es besonders der Handelsplatz Adâfo, an dem das Evangelium Eingang fand, so daß derselbe später der Stützpunkt für die Missionsarbeit am untern Volta wurde.

Trotz der bedeutenden Schwierigkeiten, die das Missionswerk in Krobo bei dessen eigenartigen Verhältnissen zu überwinden hatte und infolge deren es sich nur sehr langsam entwickelte, mehrte sich doch die christliche Gemeinde in Odumase während des ersten Jahrzehnts so weit, daß das bisherige kleine Gottesdienstlokal für die damals 90 Seelen zählende Christenschar und die zahlreichen Besucher aus den Heiden nicht mehr ausreichte. Man erbaute deshalb in den Jahren 1869 und 1870 eine

größere Kapelle, die sich wie ein schmuckes Dorfkirchlein zur Seite der Hütten von Odumase aus dem sie umgebenden Palmenwalde erhebt. Zu der hübschen Kirche gesellte sich dann noch 1872 ein größeres Missionshaus, in dessen unteren Räumen eine Mädchenanstalt für das Adangme-Gebiet Aufnahme fand. Wichtig aber blieb für Krobo bis in die Neuzeit herein die Reisepredigt, mit der man dem auf seinen Weilern und Höfen zerstreuten Völkchen nachgeht. Eine Anzahl von Außenstationen konnte nach und nach angelegt werden, aber ein harter Boden blieb das Kroboländchen immerhin, besonders der westliche Teil desselben, und noch im Jahr 1906 befand sich unter den zwölf Stämmen von Westkrobo in zweien derselben kein einziger Christ. Dagegen scheint sich in neuerer Zeit ein Neues anzubahnen, denn im Jahr 1907 konnten in Odumase nicht weniger als 63 Heiden getauft werden, eine Zahl, wie sie die Station seit ihrer Gründung nicht aufzuweisen hatte. An Bedeutung hat auch in letzter Zeit das Stationsgebiet dadurch gewonnen, daß in ihm eine Mittelschule errichtet wurde, die im Jahr 1905 auf dem schönen Bana-Hügel ihr Heim fand. Eine ärztliche Mission, die beim König und seinem Volk viel Anerkennung fand, wurde leider nur vorübergehend von den Missionsärzten Dr. Eckhardt und Dr. Hey in Odumase betrieben. — Die Gesamtzahl der Gemeindeglieder im Stationsgebiet betrug am 1. Januar 1908 1319 Seelen, die der Schüler 682.

So fand unter den Palmen von Krobo auch die Palme des Friedens ihre Stätte.

c) An den Ufern des Volta.

Für einen unkultivierten Weltteil, wie es Afrika ist, sind Flüsse die von Gott gegebenen natürlichen Verkehrsstraßen, auf denen man am leichtesten ins Innere gelangen kann. Wie der Entdeckungsgeist und die Ko-

lonisation, so sucht sie auch die Mission auf und folgt dem Lauf ihrer Gewässer. Auf den Volta, der die geographische Grenzlinie zwischen der Gold- und Sklavenküste bildet und seine Wassermassen aus dem unbekannten Innern dem Meerbusen von Guinea zuführt, — auf diesen Strom wies schon Miss. Zimmermann hin, indem er von Odumase aus der Basler Missionsleitung schrieb: „Gehen Sie nach dem Befehl des Herrn mit der Predigt des Evangeliums getrost vorwärts an die Heer- und Völkerstraßen, wie der Volta eine ist, dessen Gewässer den Boten Christi zu hunderttausend Seelen tragen können, die eine unserer Sprachen sprechen, und dessen Rauschen in stillen Nächten wie eine Einladung zu uns herübertönt."

Und in der Tat, der gegebene Wasserweg, der dem Handel mit den Inlandgebieten als Verkehrsstraße diente, sollte auch die Mision zu den an den Ufern des Volta sitzenden Völkerschaften führen. Denn wie der Handel am Volta aufwärts strebte und das Hinterland zu erschließen suchte, so erblickte man darin eine Weisung, in dieser Richtung auch mit dem Evangelium vorwärts zu dringen, und zwar Hand in Hand mit der im Jahre 1859 gegründeten Missionshandlung. Diese wurde zu dem Zweck ins Leben gerufen, um einerseits den ökonomischen Betrieb der Mission, der anfangs teilweise in den Händen ordinierter Missionare gelegen hatte, diesen abzunehmen, und anderseits, um dem an der Küste florierenden Umsatz von Schnaps und Waffen einen nach christlichen Grundsätzen betriebenen Handel gegenüberzustellen. Es geschah dies von Christiansborg, später von Akra aus durch fachmännische Missionskaufleute, die im Verband der Mission standen und deren Leitung unterstellt waren.

So war man denn im Jahre 1863 entschlossen, die bisherigen Grenzen zu überschreiten und jenseits des

Volta, etwa 150 Kilom. oberhalb der Mündung des Volta, unter dem volkreichen Stamme der Anumer die Arbeit aufzunehmen. Ein schwedischer Freund stellte dazu die Summe von 10 000 Fr. zur Verfügung. Zugleich mit der Mission wollte die Missionshandlung ihre Tätigkeit entfalten und Baumwolle ausführen. Mit Rücksicht darauf wurde auch eine Handelsstation an der Volta-Mündung, in Adâfo, in Aussicht genommen, wo ebenfalls ein für den Dienst am Evangelium bestimmter Missionar stationiert werden sollte.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1864 fuhren die Brüder Rottmann, Klaus und Fetzer — die beiden ersteren Missionskaufleute, der letztere ein Baubruder — in zwei großen Booten den Volta hinauf und siedelten sich in Anum an. Für die zu errichtende Missionsniederlassung fand sich ein günstig gelegener Hügel, der sich dicht hinter der Stadt Anum erhob und die ganze Umgebung beherrschte. Von seiner Höhe aus ließ sich das schöne, zu den Füßen hingelagerte Gebiet mit dem von Norden daherflutenden Volta überblicken.

Um so ungünstiger lagen die politischen Verhältnisse. Die Anumer, die dem Guan-Stamm angehören und im 18. Jahrhundert von Akwapem her über den Volta gedrängt worden waren und sich damals auf den Höhen des jenseitigen Ufers angesiedelt hatten, lebten zwar mit den benachbarten Ewe-Stämmen in ziemlich gutem Einvernehmen; anders war dies der Fall mit dem südlichen Grenznachbar, dem räuberischen Volk der Akwamer. Diese machten den Anumern und Eweern das Dasein schwer, versperrten gelegentlich den Handelsweg nach der Küste und lagen in beständigen Händeln mit den Nachbarstämmen. Sie waren es auch, die im Lauf der Jahre das größte Unheil über das linksseitige Voltagebiet bringen sollten.

Als die Basler Mission damals, im Jahre 1864, den

Fluß überschritt und sich unter dem Anum-Stamm niederließ, herrschte scheinbar Friede und Ruhe. Höchstens äußerte sich der alte Nationalhaß zwischen den Volksstämmen in gelegentlichen Reibungen und Gewalttätigkeiten. Doch war der Verkehr auf dem Volta zur Zeit frei. Man fing deshalb getrost an zu bauen. Allein schon während des Jahres 1865 traten allerlei Hemmnisse ein. Die alten Streitigkeiten zwischen den Stämmen brachen aus und riefen böse Händel hervor. Die von der Goldküste mitgebrachten Arbeiter mußten fliehen, und der Bau stand eine Zeitlang still. Dazu sperrte der König von Akwam den Weg durch sein Gebiet, so daß Anum als vorgeschobener Missionsposten zeitweise von allem Verkehr mit den übrigen Stationen abgeschnitten war. Trotzdem schritt die Arbeit langsam vorwärts, und das Werk des Friedens konnte in dem von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllten Lande aufgenommen werden. Hiefür traf Ende 1865 der für Anum bestimmte Missionar J. Müller ein.

Aber immer drohender umwölkte sich der politische Horizont, und immer unsicherer wurde die Lage der Missionsarbeiter bei der zwischen den Stämmen herrschenden Spannung. Dabei stand man außerhalb des englischen Schutzes und war allen Bedrückungen und Erpressungen der Eingeborenen schutzlos preisgegeben. Das Volk war bei der herrschenden Aufregung völlig unzugänglich für das Evangelium. Nur mit Mühe konnte man einige wenige Knaben für die Schule gewinnen. Auch das Land befand sich in einem trostlosen Zustand, denn alle Wohlfahrt lag darnieder. Niemand arbeitete recht, da sich das Kriegswetter jeden Augenblick entladen konnte. Auf allen Grenzgebieten beunruhigte ein Stamm den andern. Überall nahm die Willkür und Gesetzlosigkeit überhand. Unter allen Volksstämmen glühte bitterer Haß und wilde Kriegslust. Freischaren zogen am Volta auf und nieder und beunruhigten bald da, bald dort die

unter sich uneinigen Völkerschaften. Und wie am oberen Volta die Kriegsfackel jeden Augenblick aufzulodern drohte, so glimmte das Feuer im Mündungsgebiet zwischen den diesseitigen und jenseitigen Stämmen.

Dieser Zustand währte bis zum Jahre 1868. Eben fing die von den Brüdern ausgestreute Saat an einige Früchte zu tragen, da wurde der Station ihr Leiter Br. Klaus durch den Tod entrissen. Auch die Kriegswirren nahmen jetzt eine noch bedrohlichere Gestalt an. Die Akwamer, schon seit Jahren auf dem Kriegsfuß stehend, verbündeten sich im Gefühl ihrer nationalen Schwäche mit den das Hinterland beherrschenden Asanteern und gedachten nun die Anumer, sowie die Ewestämme auszurotten oder doch unter ihr Joch zu spannen. Die Asanteer ließen sich nicht zweimal rufen und schoben ihre Streitkräfte nach und nach gegen den obern Volta heran, ohne indes sogleich anzugreifen. Dies geschah erst im folgenden Jahr 1869, nachdem sie noch ein weiteres Heer südlich von Anum hatten über den Volta gehen lassen. Mit diesem vereinigte sich auch der Kriegshaufe der Akwamer. Der Feind stand jetzt im Norden und Süden des Landes. Nun entlud sich das jahrelang drohende Unwetter auf allen Seiten. Das Schicksal der Völkerschaften auf dem linken Voltaufer, wie das der Station Anum war damit besiegelt.

Hier war inzwischen Ende 1868 J. Müller durch Geschwister Ramseyer, und der kaufmännische Nachfolger von Klaus durch den Missionskaufmann J. Kühne abgelöst worden. Erstere trafen am 29. Dezember 1868 auf der Station ein und übernahmen die Pflege der kleinen Gemeinde. Im Kriegszustand war bis jetzt noch keine Entscheidung eingetreten. Die Anumer und ihre Verbündeten hatten bald da, bald dort ein Lager bezogen und warteten tatenlos der Dinge, die da kommen sollten.

So kam der Juni 1869 heran. Wohl wußte man in

Anum den Feind in der Nähe, aber man hatte keine sichere Kunde über ihn. Mehrmals wurde in der Stadt, wo sich nur Weiber, Kinder und Greise befanden, während die Männer in der Ebene ein Kriegslager bezogen hatten, der Alarmruf gehört: der Feind ist da! Ein solcher ließ sich aber nicht blicken. Nur die Rauchsäulen von brennenden Dörfern bezeichneten seinen Anmarsch. Wiederholt wurden die Geschwister vom Lager aus aufgefordert zu fliehen. Aber bei der Ungewißheit der Lage, unter dem Gefühl der Pflicht und der Verantwortung, die Station und ihr Eigentum bis zum letzten Augenblick zu wahren, und im Vertrauen auf ihre neutrale Stellung als Missionare, konnten sie sich nicht dazu entschließen, ihren Posten aufzugeben. Sie blieben auch, als sich vollends die letzten Bewohner Anums und die eigenen Bediensteten flüchteten.

Voll banger Erwartungen sahen sie sich einsam und allein auf ihrer Bergeshöhe. Da — am Morgen des 12. Juni — erschienen plötzlich einige Asantekrieger auf der Station und führten Geschw. Ramseyer mit ihrem Kindlein und Br. Kühne hinweg ins feindliche Lager, das sich mehrere Stunden östlich von Anum befand. Unmittelbar darauf wurde die Station von anstürmenden Asanteern und Akwamern geplündert. Die Gefangenen aber wurden, umgeben von den Schauderszenen afrikanischer Kriegsführung und beständig bedroht, unter den Messern der erhitzten Krieger zu fallen, vor den Asante-Feldherrn geführt. Dieser sandte sie unter einer Eskorte über den Volta nach Kumase, wo sie erst nach langen Märschen und unsäglichen Entbehrungen, denen das Kind unterwegs erlag, im elendesten Zustand ankamen. In der Hauptstadt blieben sie als des Königs Gefangene, bis sich $4^1/_2$ Jahre später ihr Befreier nahte und das Gericht über Asante hereinbrach.*)

*) Näheres darüber findet sich in dem Schriftchen: „Vier Jahre gefangen in Asante". Missionsbuchhandlung, Basel. 30 Pfg.

Währenddem ergoß sich das siegreiche Asanteheer über das ganze Land. Städte und Dörfer sanken in Asche, die unglücklichen Bewohner aber flüchteten dem Volta zu, um jenseits desselben im englischen Gebiet ein Asyl zu finden. Viele erlagen den Strapazen und Entbehrungen. Andere fielen den umherstreifenden feindlichen Horden in die Hände und wurden als Sklaven hinweggeführt oder niedergemacht. Das ganze Land aber wurde zur Wüste und Einöde.

So schien die Aussaat der Mission in Anum vergebens ausgestreut worden zu sein; denn die jahrelange Arbeit war mit einem Schlage vernichtet. Und doch sollte diese Heimsuchung den Voltavölkern zum Segen werden. Viele der Flüchtlinge kamen auf der Goldküste in Berührung mit der Mission und fanden hier in der Fremde die ewigen Güter, die sie in den vorigen Tagen an der eigenen Heimstätte nicht geachtet hatten. Auch wurde die Mission am Volta in einer späteren Zeit wieder aufgenommen.

Inzwischen hatte die in Verbindung mit der Handelsstation Adâfo betriebene Missionsarbeit im Mündungsgebiet des Volta einen erfreulichen Fortgang genommen, besonders seit der Platz mit einem eigenen Missionar besetzt worden war. Dies geschah 1867 durch Missionar Schönfeld. Mit den Jahren aber verlegte sich der Schwerpunkt der Missionsarbeit nach der zwei Stunden oberhalb der Mündung liegenden Voltastadt Adâ, wo sich eine Christengemeinde bildete, unter welcher der Missionar später zeitweise seinen Wohnsitz nahm. Die Gemeinde, der zum Teil große Händler mit starkem Selbstbewußtsein angehörten, bereitete aber hernachmals der Missionsleitung große Schwierigkeiten, indem sie, von einem ehrgeizigen Kirchenältesten verleitet, eine unabhängige Stellung mit eigener Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten einnehmen wollte. Die dadurch

hervorgerufenen Wirren führten anfangs zu teilweiser Trennung der Gemeinde von der Basler Mission, bis die Krisis überwunden wurde. Doch hat der Stationssprengel in den beiden folgenden Jahrzehnten keinen Aufschwung erlebt; der unheilvolle Einfluß des übermäßigen Schnapsgenusses, dem die Bevölkerung am unteren Volta ergeben ist, das Sprachengemisch u. a. erschwerten von jeher eine wirksame Missionstätigkeit und gesunde Gemeindebildung. Mit der Zeit ist sogar das stattliche und durch seinen Handel wohlhabende Adá auch äußerlich heruntergekommen und verarmt. Der geringe Fortgang des Werks hat schließlich dazu geführt, daß der europäische Missionar von dort zurückgezogen und das Stationsgebiet mit seinen ca. 400 Christen der Station Odumase unterstellt worden ist. An den Gemeinden in Adáso und Adá-Stadt steht je ein eingeborener Pfarrer.

5. Äußerer und innerer Ausbau.

Wir haben im Bisherigen nur die Gründung der älteren Hauptstationen und die ersten grundlegenden Arbeiten schildern können. Versuchen wir nun den weiteren Ausbau des Missionswerkes zu verfolgen. Denn daß sich dasselbe stetig ausdehnte und auch nach innen eine gefestigte Gestalt erhielt, spricht für die gesunde Entwicklung des Ganzen. Wir beginnen mit Akropong, dem Ausgangspunkt der Mission.

Hier entstand durch fleißige Reisepredigt bald eine Reihe von Außenstationen, indem an verschiedenen Orten des Akwapemlandes zuerst vereinzelt, dann in wachsender Zahl Seelen von der Wahrheit des Evangeliums ergriffen und durch die hl. Taufe in die Christengemeinde aufgenommen werden konnten. Es bedurfte aber hiezu mehrjähriger treuer Vorarbeit. In den ersten zehn Jahren war man schon durch den Mangel an eingeborenen Gehilfen darauf hingewiesen, sich auf den Hauptort des Landes zu konzentrieren. Als aber vom Jahre 1853 an das Katechisteninstitut eingeborene Arbeiter zu liefern begann, konnten die Seile weiter ausgedehnt werden. So wurde schon im Jahre 1854 berichtet, daß in allen Orten Akwapems das Evangelium gepredigt worden sei. Bald regte es sich auch da und dort,

aber es war ein Vordringen unter stetem Kampf mit dem Feind, der dem Evangelium jeden Schritt streitig zu machen suchte.

Der älteste Ableger der Station Akropong war die Stadt Aburi. Diese war zwar schon einmal von 1847 bis 1850 von Missionar Meischel besetzt, mußte aber nach dessen Abzug unbesetzt und der Fürsorge der Akroponger Missionare überlassen bleiben. Die Arbeit war nicht vergeblich. Eine erfreuliche Bewegung ließ sich 1855 unter der dortigen Bevölkerung wahrnehmen, zahlreiche Heiden hörten der Predigt zu und 17 Taufbewerber traten heraus. So entschloß man sich, diesen Ort, der fast in der Mitte zwischen Akropong und Abokobi liegt, als zweite Hauptstation von Akwapem zu besetzen. Es geschah dies Anfang 1857 durch Missionar Dieterle, der dann 23 Jahre lang diesen Posten innegehabt hat und während dieses langen Zeitraums in Aburi und auf den drei Außenstationen Tutu, Nsakye und Asantema eine Gemeinde von mehr als 600 Seelen sammeln durfte.*)

Einen sehr raschen Aufschwung unter den Außenposten nahm Date (oder Late), das im Lauf der Jahre selbst die Mutterstation Akropong weit überflügelte. Die etwa 6000 Einwohner zählende Stadt Date liegt auf einem südöstlichen Höhenzug und ist vom Akroponger Bergrücken durch ein tiefeingeschnittenes Tal getrennt. Die Entfernung scheint nur eine ganz geringe zu sein; steigt man aber hinunter ins Tal und erklimmt die gegenüberliegende Berghöhe mit ihren Felsenterrassen, so findet man, daß man einen beschwerlichen Weg von anderthalb bis zwei Stunden zurückzulegen hat. Diese Stadt auf dem Berge konnte und

*) Über sein Leben und Wirken vergl.: Dreißig Jahre auf der Goldküste. Basler Missionsbuchhandlung. 30 Pfg. = 35 Cts.

durfte nicht übersehen werden. Schon seit Anfang der fünfziger Jahre wurde regelmäßig dort gepredigt. Aber erst ums Jahr 1857 fing es an, sich ernstlich zu regen. Date wurde deshalb 1858 als Außenstation besetzt und am 12. Dezember der Erstling getauft. Zugleich wurde eine Schule eröffnet. Der Erstlingstaufe folgten bald weitere, und der Herr ließ hier ein Feuer auflodern, das nicht mehr erlöschen sollte. Das Gemeindlein wuchs trotz manchem Kampf von Jahr zu Jahr, so daß man daran gehen konnte, zwischen den beiden Teilen der Heidenstadt eine Christenniederlassung zu gründen. Unter der treuen Arbeit des eingeborenen Miss. David Asante (von 1864 bis 1872) und seiner Nachfolger, die als eingeborene Pastoren an der Gemeinde standen, wuchs und erstarkte dieselbe so, daß sie im Jahre 1879 bei einer Zahl von über 400 Seelen eine größere Kirche erbauen mußte. Auch kann der Date-Gemeinde das Zeugnis gegeben werden, daß sie sich stets eine gewisse Frische und geistliche Regsamkeit gewahrt hat. Unter der heidnischen Bevölkerung Date's aber ist das Heidentum erschüttert, und selbst alle Versuche, dem Götzendienst künstlich wieder aufzuhelfen, sind bis jetzt fehlgeschlagen. Bei dem stetigen Wachstum der Gemeinde ist inzwischen schon wieder der Bau einer größeren Kirche nötig geworden, während das Kirchengebäude von 1879 künftighin Schulzwecken dienen soll. Jetzt (1908) zählt die Gemeinde über 2000 Christen und über 300 Schüler.

Verhältnismäßig nicht so rasch wie in Date ging es mit den Orten nördlich und südlich von Akropong. Aber auch hier, im nahegelegenen Abiriw, einer Hauptburg des Fetischwesens, in Dawu, Adukrom und Abonse, sowie in Mamfe, Amanukrom und Mampong entstanden nach und nach kleine und größere Gemeinden und gut besuchte Schulen.

So durfte die Muttergemeinde, an der ihr Gründer,

Missionar Widmann, bis zum Jahre 1876 arbeitete, im Lauf der Jahrzehnte einen Kranz von hoffnungsvollen Tochtergemeinden um sich her entstehen sehen, die mit Aburi und dessen Außenstationen das ganze Bergland von Akwapem christlich beeinflußten. Jetzt (1908) zählt der Stationssprengel von Akropong mit seinen 15 Außenstationen 5313 Christen, der von Aburi mit 10 Außenstationen 1788.

Schwieriger als in Akwapem gestaltete sich die Arbeit an der Küste, bezw. in Christiansborg. Die Stadt lag nach ihrer Beschießung jahrelang in Trümmern, die Bevölkerung hatte sich verzogen. Erst im Jahre 1859 fingen die zersprengten Leute an, sich wieder anzusiedeln. Viele hatten aber während ihres langen Aufenthaltes auf den Plantagen Geschmack am Landleben gefunden und stellten sich nur vorübergehend in der alten Heimstätte ein. Nur langsam mehrte sich die Gemeinde durch Taufen und Wiederaufnahme zurückgegangener Gemeindeglieder. Besonders Missionar Schrenk war es geschenkt, so manche Rückfällige und solche, die als Mulatten vor Zeiten von den Dänen getauft worden waren, aber ein Leben ferne von Gott führten, wieder zum Anschluß an die christliche Gemeinde zu bringen. Alle Mittel der Gemeindepflege und Seelsorge wurden angewandt, um dem sittlichen Verderben, dem die Christen ausgesetzt waren, zu wehren und sie geistlich rege zu erhalten; aber in das Feld der Totengebeine blies selten ein Odem des Lebens. Fortschritt und Rückschritt, der in den Küstenverhältnissen seinen tiefsten Grund hatte, wogen sich gegenseitig nahezu auf. Was Jahr für Jahr gewonnen wurde, ging zum Teil wieder verloren, sei es durch Wegzug solcher, die an andern Küstenpunkten Arbeit und Verdienst suchten, sei es durch Ausschluß derer, die dem Sittenverderben anheimfielen. So kam es, daß nach 25jähriger mühevoller Ar-

beit die Gemeinde nur 244 Seelen zählte. Jetzt, nach weiteren 35 Jahren, hat dieselbe eine Seelenzahl von 1317 erreicht; davon kommen über 700 Gemeindeglieder auf ihre 4 Außenstationen. Eine schöne Kirche, die vor einigen Jahren mit großen Opfern der Gemeinde erbaut wurde, zeigt indessen, daß sich Christiansborg zu einer ansehnlichen Stadtgemeinde entwickelt hat.

Von ihren Außenstationen sind La und Täschi die ältesten Plätze, denen schon die ersten Missionare ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Besonders war es Täschi (2 Std. östlich von Christiansborg gelegen), das in den früheren Tagen schöne Hoffnungen erweckte. Stets hatte die Bevölkerung, teils Fischer, teils Bauern, ein offenes Ohr für die Predigt des Evangeliums. Eine kleine Gemeinde und Schule entstand, die von einem Katechisten versehen wurde, aber es kam nie zu einer rechten Bewegung. Die besseren Elemente der Gemeinde schlossen sich zudem von ihren Plantagendörfern aus dem aufblühenden Abokobi an. Der unentschiedene Charakter der Täschi-Gemeinde, der sie bis heute kennzeichnet, wirkte mit dazu bei, daß die sonst freundlich gesinnten Heiden sich jetzt noch dem Evangelium gegenüber gleichgültig verhalten.

Einen kräftigen und wiederholten Sturmlauf erforderte das nahe La mit seiner bigotten Fischer- und Bauernbevölkerung, ehe nur die ersten Anknüpfungspunkte gewonnen waren. La, als Hochburg des Heidentums mit dem allgemein gefürchteten Fetisch Lakpa und dessen zahlreicher Priesterschaft, schien uneinnehmbar. Viele Jahre wurde regelmäßig in seinen Straßen gepredigt, ehe einige wenige den Übertritt wagten. Ein geachtetes Familienhaupt behauptete lange mit wenigen Christen allein das Feld, bis ein von den Heiden erregter Sturm das kleine Häuflein zu vernichten drohte. Aber die Feinde unterlagen, und die dadurch an den Tag ge-

E. Schall
1856—1873
† 1905.

J. Zimmermann
1850—1876
† 1876.

H. Rottmann
1854—1896
† 1899.

E. Schrenk
1859—1872.

Fr. Ramseyer
1864 – 1908.

Basler Missionare auf der Goldküste II

(mit Angabe ihrer Dienstzeit).

tretene Ohnmacht des Lakpa diente dazu, manchem blinden Heiden die Augen zu öffnen. Der Bann der Todesfurcht war durchbrochen und es trat eine Zeit ein (1874), da Miſſ. Fritz nicht nur eine kleine Kapelle trotz dem Schnauben und Drohen der Prieſter einweihen, ſondern auch 29 Perſonen im gleichen Jahr taufen konnte. La hat zwar ſpäter keinen rechten Aufſchwung mehr genommen, aber es iſt doch eine Breſche in das dortige Heidentum gelegt worden. — Auch ſonſt ſind von Chriſtiansborg aus noch verſchiedene Außenplätze beſetzt worden, ſo das Filial Apenkwa weſtlich vom Dakobi, deſſen Gemeindeglieder meiſt aus der dort anſäſſigen ehemaligen Sklavenbevölkerung gewonnen worden ſind, und — im Zuſammenhang mit der Miſſionshandlung — das in nächſter Nähe von Chriſtiansborg liegende Akra (mit 310 Gemeindegliedern), wo die ſchöne Prätorius-Gedächtniskirche den kirchlichen Sammelpunkt der Gemeinde bildet.

Am fröhlichſten gedieh die Station Abokobi, die ſo recht dazu berufen ſchien, die Leuchte des Evangeliums unter die umwohnenden Heiden hineinzutragen. Von den Brüdern Heck, Schall und ſpäter Bohner, Seeger u. a. wurden alle Ortſchaften bis weithin im Umkreis fleißig beſucht, und Außenſtationen mit kleinen Gemeinden dehnten ſich zu immer weiteren Kreiſen aus, ſo weſtwärts Mayera mit dem ſogenannten Gâ-Buſch, oſtwärts Oyarefa, Saſabi und Bawaleſchi auf der Gâ-Ebene, nordöſtlich von Abokobi. Br. Bohner und der Reiſeprediger Paulo Mohenu drangen ſelbſt in die Dörfer der Schai- und Ningobevölkerung vor, wodurch auch hier auf der weiten Ebene das Evangelium eine Stätte fand. Überhaupt wurde Abokobi mehr und mehr ein Poſten für die Reiſepredigt, der ſich — ſeit die kleine Ortsgemeinde von einem eingeborenen Pfarrer (1882) bedient wird — die beiden hier ſtationierten Miſſionare faſt ausſchließlich zu

widmen haben. So ist Abokobi zu einer reichen, wenn auch alternden Kindermutter geworden, die an 20 Tochtergemeinden zählt, an denen eingeborene Arbeiter stehen und die ihre eigenen Gottesdienste haben. Nur alle Jahre einmal, am Missionsfest der Parochie, sammelt sie ihre herangewachsenen Töchter um sich und freut sich ihres Wachstums und Gedeihens, das in den letzten zwei Jahrzehnten allerdings sehr gering gewesen ist; denn wie überhaupt im Küstengebiet, so ist auch im Stationsbezirk von Abokobi schon seit Jahren ein Stillstand eingetreten, der zum Teil in den wirtschaftlichen Verhältnissen seinen Grund hat. Anhaltende Dürre und Unfruchtbarkeit der Grasebene hat die auf den Landbau angewiesene Bevölkerung mehr und mehr verarmen lassen und viele zum Wegzug genötigt, wodurch sich die Gemeinden verminderten und viele Heiden dem Einfluß der Mission entzogen worden sind. Unter diesen Umständen hat der Abokobi-Sprengel trotz seiner vielen Außenstationen schon seit Jahren nicht mehr zugenommen. Die Zahl seiner Gemeindeglieder betrug am 1. Januar 1908 zirka 1300 Seelen.

Auch nach innen erhielten die gewonnenen Missionsgemeinden ihren Ausbau. Schon ihr stetiges Wachstum erforderte ihre innere Befestigung, eine sich anbahnende Selbständigmachung und ein Heraustreten aus der Kindheit in das reifere Jünglings- und Mannesalter. Der erste Schritt hiezu geschah durch ein vermehrtes Einrücken von eingeborenen Gehilfen in die Missionsarbeit. Viele entstehende Gemeinden auf den Außenstationen wurden unter der Aufsicht der Missionare Katechisten anvertraut, bis allmählich der Zeitpunkt heranrückte, daß man einigen erprobten Nationalgehilfen die Ordination erteilen und die selbständige Bedienung einer Gemeinde mit Wort und Sakrament übertragen konnte. Der Anfang damit wurde im Jahre 1872 gemacht.

Als eine Stärkung und Belebung des Gemeindebewußtseins erwies sich auch die Einführung des Ältestenamtes, wodurch die Gemeinden ihre eigenen, verantwortlichen Vertreter erhielten. Da ihnen die geistliche und leibliche Pflege der Gemeinde und ihrer Glieder anbefohlen und zugleich ein gewisser Anteil an der Verwaltung und Leitung derselben anvertraut wurde, so hatten dieselben auch über die Aufrechterhaltung der Gemeindeordnung von Amts wegen zu wachen. Die Durchführung der letzteren stieß zwar auf manche Schwierigkeiten, wie z. B. in Fragen der Sklaverei und Vielweiberei, denen gegenüber eine abwehrende Stellung eingenommen werden mußte. Aber je länger je mehr erkannten selbst die Taufbewerber, daß sie mit dem Eintritt in die christliche Gemeinde sich auch deren Ordnungen zu unterziehen hätten. Der Segen einer festen, für alle Gemeindeverhältnisse geltenden Gemeindeordnung aber war ein doppelter: erstlich für die christliche Gemeinde selbst als Richtschnur und Zuchtmittel, und dann für die gesamte Negerbevölkerung, der es dadurch zum klaren Bewußtsein kommen mußte, was bei den Christen als Ordnung gelte, und welcher Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Lebensordnung tatsächlich bestehe.

Auch die anfänglich patriarchalische Abhängigkeit der Gemeindeglieder von der Mission in äußeren Dingen wich mit der Zeit immer mehr ökonomischer Selbständigkeit der eingeborenen Christen. Es wurde ihnen dies dadurch erleichtert, daß man ihnen auf Missionsland einen Platz zur Ansiedlung anwies, wo sie sich selbst ihre Häuschen erbauten. Solche Christendörfchen mit Kapelle und Lehrerwohnung entstanden bald da und dort. Die geschlossene Ansiedlung ließ auch die kirchliche und bürgerliche Zucht weit besser handhaben, als das zerstreute Wohnen der Christen unter ihren heidnischen

Vollsgenossen. Nach und nach erwarben die Christen auch eignes Land und selbst solches als Kirchengut. Die Frucht dieser ökonomischen Hebung sollte aber nicht bloß den einzelnen Christen und Familien, sondern auch den Gemeinden zu gute kommen. Sie sollten immer mehr lernen, nach Kräften zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse in Kirche und Schule beizutragen. Deshalb wurde von 1876 ab eine Kirchensteuer eingeführt, die anfangs nur niedrig angesetzt, später unter Mitwirkung der Presbyterien bedeutend erhöht wurde.

Als wichtiger Zweig der Missionstätigkeit bildete sich nach und nach das Unterrichts- und Erziehungswesen aus. Dasselbe war wesentlich bedingt durch die Bedürfnisse des Missionswerles und schloß sich an diese an. Die anfangs nur auf den Hauptstationen eingerichteten Knaben- und Mädchenschulen ließen von vornherein die Notwendigleit erkennen, die Schüler möglichst dem heidnischen Einfluß zu entziehen und sie unter den der Missionare zu stellen. Es wurden deshalb die Knaben und Mädchen zunächst bei den Missionsfamilien untergebracht. Bei ihrer zunehmenden Zahl aber mußte man schließlich an die Errichtung besonderer Räumlichkeiten zur Aufnahme derselben denken, woraus sich mit der Zeit die Erziehungsanstalten entwickelten. Es entstanden zunächst die beiden Knabenanstalten in Akropong und Christiansborg und zwei Mädchenanstalten, die nach Aburi und Abokobi verlegt wurden. Diese Anstalten erhielten bei ihrer allmählichen Ausdehnung eine feste Hausordnung, einen bestimmten Unterrichtsplan und eigene Vorsteher. Sie dienten zugleich den geförderten Schülern der Außenstationen zur weiteren Ausbildung, sofern dieselben später ins Katechisteninstitut einzutreten wünschten. Ein solches bestand anfangs in Akropong und Christiansborg. Die schwierige Beschaffung der europäischen Lehrkräfte, der

Wunsch nach gründlicherer und gleichmäßigerer Ausbildung der Jünglinge und die geringe Zahl der Zöglinge veranlaßte indes schon 1856 die Vereinigung der bisher nach den Sprachgebieten getrennten Institute in Akropong zu einem gemeinsamen für die ganze afrikanische Mission. Später, im Jahr 1863, wurde dasselbe mit einem erweiterten Lehrplan, dem auch einige theologische Lehrfächer eingefügt wurden, zu einem regelrechten Predigerseminar umgestaltet, wobei zugleich auf die Ausbildung von Volksschullehrern Rücksicht genommen wurde. Dieses hatte zur Folge, daß zwischen der Knabenschule und dem Predigerseminar ein Mittelglied eingeschoben werden mußte, durch welches es möglich war, die in der Knabenschule erworbenen Kenntnisse zu befestigen und zu erweitern, anderseits die mehr vorbereitenden und grundlegenden biblischen Fächer dem Seminar abzunehmen und dadurch Raum für einen theologischen Unterricht zu schaffen. Dieses Mittelglied wurde die sogenannte Mittelschule, deren zunächst zwei für die beiden Sprachgebiete, die eine in Akropong, die andere in Christiansborg, errichtet wurden. Die Knabenanstalten erhielten nun einen für 6 Klassen berechneten Lehrplan, die Mittelschulen und das Predigerseminar einen solchen für je 4 Klassen. Die Schulen aber, die auf den übrigen Haupt- und Nebenstationen als Gemeinde- und Volksschulen bestanden, wurden soviel als möglich dem Unterrichtswesen der Knabenanstalten angeschlossen und somit zur Vorstufe für diese und das höhere Erziehungswesen geschaffen. Damit war dem ganzen afrikanischen Schulwesen auf Jahre hinaus der Gang vorgeschrieben, den es zu gehen hatte. Es ist auch bei demselben geblieben, bis Anfang der achtziger Jahre das von der Kolonialregierung eingeführte englische Schulgesetz neue Forderungen aufstellte. — Mit der zunehmenden Ausdehnung des Missionsgebiets und dem Wachstum der

Gemeinden und Schulen wurde später auch die Gründung von weiteren höheren Schulen nötig. So entstanden mit den Jahren außer den beiden Mittelschulen in Akropong und Christiansborg auch solche auf den Stationen Begoro, Anum, Odumase und Nsaba, sowie ein zweites Predigerseminar in Abetifi (für das Asantegebiet).

Noch muß erwähnt werden, daß der Unterricht immer mehr erleichtert wurde durch die allmähliche Beschaffung der nötigen sprachlichen Lehrmittel, an denen unausgesetzt gearbeitet wurde. Nicht bloß lagen schon im Jahr 1867 in zwei Sprachen das ganze Neue Testament und Teile des Alten gedruckt vor, und hatte die Gemeinde ihre Liturgie, Gemeindeordnung, Gesangbuch mit Melodienbuch, Katechismus und Konfirmationsbüchlein, sondern es war auch eine Anzahl eigentlicher Schulbücher, wie Fibel, biblische Geschichten u. a. m. gedruckt oder im Manuskript vorhanden. An der Erweiterung dieser Literatur wurde in den folgenden Jahrzehnten unausgesetzt gearbeitet. Die Spracharbeiter Zimmermann und Christaller haben sich dadurch ein bleibendes Verdienst um die Goldküste erworben.

Zu dem äußeren und inneren Ausbau gehören auch die ökonomischen und industriellen Unternehmungen, mit denen sich die Mission mehr oder weniger befaßte. Schon die von ihr auf die Goldküste verpflanzten westindischen Negerkolonisten dienten diesem Zweck. Durch sie wurden verschiedene Nutz- und Nährpflanzen von Westindien eingeführt. Kaffee- und Tabakpflanzungen wurden angelegt, Kakao und Pfeilwurz gepflanzt und allerlei Fruchtbäume, wie Orangen-, Mango- und Bergbirnbäume gezogen. Auch mancher Industriezweig, wie das Holzschneiden, das Spalten und Zurichten von Schindeln wurde durch sie eingeführt. Aber es fehlte den westindischen Emigranten am weiten Blick und an ausdauerndem Unternehmungsgeist. Man wurde sich klar,

daß in einem Erdstrich, wie Westafrika, jede Kulturarbeit zuerst vom Europäer getan werden müsse, bis man mit der vollendeten Tatsache und der Wirkung des Erfolges vor den Eingeborenen treten und von ihm Nachahmung erwarten kann. So betrieb anfangs in Akropong ein Bauhandwerker den Plantagenbau neben seinen Bau- und Reparaturarbeiten, bis im Jahre 1856 ein Ökonom für die Landwirtschaft angestellt wurde. Dieser suchte junge Leute zu Pflanzern heranzuziehen und stellte, um zunächst die Natur des Bodens und dessen Ertragfähigkeit zu erkunden, alle möglichen landwirtschaftlichen Versuche an. Man beschränkte sich aber schließlich auf den Anbau von Kaffee und Tabak. Dieses ökonomische Unternehmen wurde in Akropong unter den erschwerendsten Umständen fortgesetzt bis zum Jahr 1878. Ein Ökonom löste den andern ab. Als der letzte 1878 dem Klima erlag, gab man die Kaffeepflanzungen den Christen in Pacht und ließ die Pachtgelder in die Kirchenkasse fließen. Auch die Anstaltsschüler der Station trieben einigen Plantagenbau zugunsten der Missionskasse. Hat auch diese wegen der großen damit verbundenen Opfer kaum einen nennenswerten Gewinn aus dem ökonomischen Betrieb gezogen, so wurde doch der beabsichtigte Zweck insofern erreicht, als dem christlichen Gemeinwesen das Exempel eines rationell betriebenen Plantagenbaus vor die Augen geführt und es dadurch zur Nacheiferung angespornt wurde. Daß später in Akwapem allenthalben Kaffeepflanzungen und jetzt einträgliche Kakaoplantagen angelegt werden, darf als eine Frucht hievon betrachtet werden.

Zur Einführung verschiedener Industriezweige gab der Missionsbetrieb selbst Veranlassung. Man bedurfte vor allem zur Errichtung solider Stationsgebäude der Bauhandwerker, welche die zu Hilfe herbeigezogenen Eingeborenen in der Bearbeitung von Holz

und Eisen anleiteten. Eine gründliche Ausbildung war dies aber nicht, weshalb die Mission mit der Zeit besondere Werkstätten für Tischler, Wagner und Schlosser errichten ließ. Der gewerbliche Betrieb erstreckte sich später auch auf Schuhmacherei und Buchbinderei. Als Leiter dieser Industriezweige wurden von der Gesellschaft Fachleute hiefür ausgesandt und eine Industrie-Kommission mit eigenem Betriebskapital in Basel konstituiert. Sitz der Werkstätten wurde das hiefür günstig gelegene Christiansborg an der Küste.

Als weiteres Bedürfnis ergab sich die Herstellung von gang- und fahrbaren Verkehrswegen zwischen der Küste und den im Innern gelegenen Missionsstationen. Von den Missionaren wurde zwar von Anfang an der Wegbau in der nächsten Umgebung in Angriff genommen, aber für größere Entfernungen bedurfte es doch namhafter Geldsummen und europäischer Leiter. Mit Hilfe von Regierungs- und sonstigen Unterstützungsgeldern war es möglich, in den 50er und 60er Jahren eine Straße von Christiansborg über das Gebirge nach dem 18 Stunden landeinwärts gelegenen Kroboland herzustellen und damit die auf diesem Wege gelegenen Stationen zu verbinden. Zwei Laienmissionare, von denen aber der eine dem Fieber erlag, waren mit dieser Aufgabe betraut.

Der Straßenbau ließ zugleich die Einführung von Zugvieh nötig erscheinen; denn nur, wenn die Wege befahren wurden, konnten dieselben vor dem Verwachsen geschützt werden. Zum andern aber hoffte man dadurch den Transport der Güter von Station zu Station leichter und billiger zu bewerkstelligen. Es wurde deshalb allerhand Zugvieh: Pferde, Ochsen, Maultiere und Esel eingeführt und ein Wagner zur Herstellung der Gefährte von Europa gesandt. Aber das Dasein der giftigen Tsetsefliege im Küstenstrich ließ das Unternehmen nicht aufkommen.

Von allen diesen Kulturbestrebungen, die die Hebung und Wohlfahrt des Landes im Auge hatten, hat sich die Industrie am besten bewährt. Sie hat dem kulturlosen Land eine große Anzahl von Handwerkern gegeben, die längs der westafrikanischen Küste geschätzt und gesucht sind. Sie hat aber auch die Mission bei ihren vielen Bauten tatkräftig unterstützt und den Bewohnern der Goldküste nicht nur eine bedeutende Erwerbsquelle eröffnet, sondern auch die Wohnungsverhältnisse des Landes wesentlich gehoben. Sie hat somit ihre kulturelle Aufgabe im großen und ganzen gelöst.*)

*) Eingehenderes darüber siehe in: Basler Missionsstudien, Heft 24, Kulturversuche der Basler Mission auf der Goldküste.

6. Ein Vorstoß gegen Asante.

Auf das länderbeherrschende Asante und dessen Hauptstadt Kumase hatte schon Andreas Riis sein Augenmerk gerichtet. Ein Besuch daselbst im Jahre 1839 hatte ihn aber erkennen lassen, daß die Stunde für dasselbe noch nicht geschlagen habe. Er hatte richtig gesehen; denn ein Versuch, den der Methodisten-Missionar Th. Freeman mit vielen Opfern dort unternahm, verlief resultatlos. Doch lag es von Anfang an sozusagen im Programm der Basler Mission, von der Küste aus Schritt für Schritt gegen Asante und das Innere von Afrika mit dem Evangelium vorzudringen. Demzufolge wurde auch das Inlandgebiet Akem besetzt, und man stand seit 20 Jahren an den Grenzen von Asante, ohne indes einen weiteren Schritt vorwärts zu können. Da wurden im Jahre 1869 Basler Missionsgeschwister ohne ihr Zutun in die Hauptstadt Kumase geführt, doch nicht als Verkündiger der Friedensbotschaft, sondern als Kriegsgefangene. Wir haben schon früher erzählt, wie die Asanteer bei einem Einfall in die Voltagebiete die Geschwister Ramseyer und Bruder Kühne von ihrer Station Anum hinweg als Gefangene nach Asante schleppten. Über 4 Jahre lang wurden sie dort gefangen gehalten und waren während dieser Zeit Zeugen des furchtbaren Elends und Jammers, die das blutdürstige

Regiment Kumases über die Asantestämme verbreitete. Erst im Januar 1874 wurden sie durch eine englische Expedition unter Sir Garnet Wolseley aus ihrem Kerker befreit. Dieser Feldzug der Engländer hatte aber auch zur Folge, daß das übermütige Asante, durch die erlittene Niederlage gedemütigt, sich zu Verträgen herbeilassen mußte. Zugleich wagten es eine Reihe von Tributärstaaten, unter dem Schutze Englands das Asantejoch abzuschütteln; denn das Ansehen Asantes war nun verblichen und der Zauber, den sein Name bisher über alle Nachbarstämme ausgeübt hatte, war dahin. Das Reich, das bis jetzt durch den Wahn seiner Unüberwindlichkeit, durch Despotie und heidnischen Aberglauben zusammengehalten worden war, schien sich in einzelne Teile auflösen zu wollen.

Jetzt schien die Zeit gekommen, da man diesem Lande und seinen Völkern das Evangelium bringen konnte. Schon während ihrer Gefangenschaft hatten die in Kumase festgehaltenen Missionsgeschwister das Basler Komitee dringend gebeten, die ihnen von den Asanteern zugefügten Gewalttätigkeiten mit der Sendung von Boten des Heils zu vergelten, und diese Bitte erneuerten sie nach ihrer Befreiung. Missionar Ramseyer erbot sich nach seiner Erholung in Europa, die Mission dort einzuführen. Aber auch die Missionsfreunde der Heimat forderten dazu auf, und selbst die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft in London ermunterte Basel zur Inangriffnahme einer Asante-Mission, ja erbot sich, Beiträge von englischen Missionsfreunden für das Unternehmen in Empfang zu nehmen. Für England aber erhielten jene Gebiete Westafrikas damals dadurch ein besonderes Interesse, daß auf die Niederwerfung der Asanteer hin die ganze Goldküste, die bisher nur unter britischem Schutz stand, zur englischen Kolonie erklärt wurde (November 1874). Dadurch erhielt die bisherige

Verwaltung, wie überhaupt die Lage der Dinge auf der Goldküste, ein neues Gepräge. Man durfte hoffen, daß nun die dortigen Zustände einen geordneten Verlauf nehmen und sichere Grundlagen erhalten würden.

So konnte der Vormarsch gegen Asante beginnen. Doch man verhehlte sich nicht, daß die Asante-Mission wie die der Goldküste das Zeichen des Kreuzes an sich tragen werde. Anfang 1875 trafen die hiefür bestimmten drei Brüder Mohr, Werner und Handel in Afrika ein, von denen jedoch der letztere schon bald nach seiner Ankunft dem Fieber erlag. Sie bezogen zunächst die Station Kyebi in Akem, um sich für das neue Unternehmen vorzubereiten, das unter ihrer Mitwirkung nach dem Eintreffen von Missionar Ramseyer begonnen werden sollte. Dieser langte im Dezember desselben Jahres mit seiner Frau und zwei Baubrüdern an. Die Untersuchungen führten dazu, Abetifi, eine im Mittelpunkt des Okwawu-Landes liegende Stadt, als Operationsbasis für die Asante-Mission zu wählen. Denn hier hatten seinerzeit die Gefangenen bei ihrem Durchmarsch viel Freundlichkeit erfahren, das Volk kam den Missionaren in zuvorkommender Weise entgegen und man war hier nur noch wenige Tagereisen von Kumase entfernt. Okwawu selbst gehörte zu den Provinzen, die sich erst kürzlich von Asante losgesagt hatten. Als Stützpunkt aber für die Station Abetifi im Fall eines notwendig werdenden Rückzuges, sowie zur Verstärkung der schwachbesetzten Akem-Mission, wurde die Errichtung einer weiteren Station bei der Stadt Begoro auf einem Höhenzug im Nordosten des Akemlandes beschlossen. Doch noch ehe man in Okwawu recht ans Werk gehen konnte, traf ein unerwarteter Schlag die Mission. Frau Ramseyer erkrankte schwer und mußte im Sommer 1876 mit ihrem Mann nach Europa, von wo die beiden erst Ende 1877 wieder in die Arbeit zurückkehren konnten. Inzwischen

begannen Werner und Weimer mit dem Bau der Station Abetifi, während Mohr und Glatzle an die Errichtung der Station Begoro gingen.

a) Die Gründung der Station Abetifi.

Die Wahl der bevölkerten Ortschaft Abetifi im Zentrum der Okwawu-Provinz erwies sich als eine sehr glückliche, sowohl hinsichtlich ihrer Bestimmung als Vorposten für Asante, als auch wegen ihrer schönen und gesunden Lage. Es ist ein herrliches Bergland, das bis zu 2000 Fuß Höhe ansteigt. Schroff erhebt es sich im Süden und Westen aus dem Urwaldgebiet, während es im Norden und Osten von der weiten Ebene des Afram begrenzt ist. Tiefe Täler und romantische Schluchten durchschneiden das Hochland, rieselnde Bäche befruchten seine Talsohlen. Gigantische Felsenwände, die fast senkrecht zur Ebene abfallen, bilden auf drei Seiten natürliche Schutzmauern gegen die Nachbargebiete, mächtige Felsenwürfel lagern zerstreut auf seinen Höhen und Abhängen. Der Urwald hört auf diesen Höhen vollständig auf, und man trifft nur noch niederen Waldwuchs und Palmenhaine, die mit wohlgepflegten Plantagen und Reisfeldern abwechseln. Zwei Flüsse, der Asubone und Afram, schließen das wie eine Insel aus der Ebene auftauchende Bergland ein. Wegen seiner Höhenlage weht dort oben eine reine, erfrischende Luft, die die Tropenhitze angenehm mildert und das Klima zu einem verhältnismäßig gesunden macht. Der Okwawu-Stamm ist ziemlich volkreich und hat seine Wohnsitze nahe aneinander gerückt, so daß mehrere Städte von bedeutender Einwohnerzahl an einem Tage von Abetifi aus besucht werden können. Meist liegen die Ortschaften auf den Bergplateaus oder an den Abhängen der Höhenzüge. Man fand die Bewohner damals in großer Armut, da sie von den Asanteern völlig ausgesogen waren und in

der Sicherung ihrer Existenz von vorne anzufangen hatten. Doch das regsame, ackerbautreibende Völkchen erholte sich bald wieder.

Auf einer schönen Anhöhe, nur wenige Minuten von der Stadt Abetifi entfernt, sollte sich die geplante Station erheben. Aber erst im Lauf des Jahres 1876 konnte mit ihrem Bau begonnen werden, da politische Unruhen im benachbarten Asante die Sicherheit des Landes gefährdeten. Überhaupt bereitete die Gründung der Station viel Not und Sorge. Kriegsgerüchte regten das von Asante bedrohte Okwawu mehrmals auf und stellten die Arbeit still. Die Brüder fürchteten, das Land räumen zu müssen. Bei dem Mangel an eingelernten Arbeitern schritt der Bau nur langsam voran, und schließlich warf ein Gewittersturm das obere Stockwerk des noch nicht eingedeckten Hauses zu einem wirren Durcheinander auf den Boden. Man mußte die Arbeit wieder von vorne beginnen; doch war man Ende 1877 so weit, daß das Missionshaus bezogen werden konnte. Um dieselbe Zeit trafen auch Geschwister Ramseyer von Europa her auf der Station ein. Am Pfingsttag 1878 erlebte man dann die Freude, die kleine Kapelle auf dem Scheitel des Missionshügels, das erste Gotteshaus in jenem entlegenen Bergland, einweihen und dabei die fünf Erstlinge Okwawus taufen zu dürfen. Das war der erste Lichtstrahl im dunkeln Asante.

Mit der Missionsarbeit ging's indes nur langsam voran. Das Evangelium war den dem Fetischdienst ergebenen Leuten etwas zu Fremdartiges, als daß sie dafür ein offenes Ohr gehabt hätten. Auch für die Wohltat eines Schulunterrichts fehlte vorderhand jedes Verständnis. Und doch war es wie ein Frühling, der über das Land gekommen war. In den volkreichen Städten, in den Dörfern und Weilern wurde das Evangelium verkündigt, und das schöne Bergland mit seiner ehemals

von Asante geknechteten Bevölkerung ahnte etwas von der wahren Freiheit, die ihm in jenem angeboten ward. Doch auch ein Opfer sollte die Errichtung der neuen Station kosten, indem ihr Miterbauer E. Werner am 22. Mai 1879 ins Grab sank. Aber wenn auch die Arbeit in diesem neuen Missionsgebiet viel Geduld erforderte, so war sie doch nicht vergeblich. Vier Jahre nach der Besetzung Abetifis war bereits ein Gemeindlein von 41 Seelen gesammelt und eine kleine Knabenanstalt ins Dasein gerufen. Die Türen für die Reisepredigt, die bis in die angrenzenden Asanteprovinzen ausgedehnt wurde, standen überall im Lande offen, so daß bis Ende 1885 drei Außenstationen von Abetifi aus angelegt werden konnten und das erste Hundert in der Zahl der Gemeindeglieder erreicht war.

Zu einem Einmarsch in das eigentliche Asante aber ließen es die dort herrschenden Verhältnisse nicht kommen. Selbst einige Besuche in der Hauptstadt Kumase führten zu keinem Resultat. Die Mission blieb vorderhand auf das kleine Okwawuland beschränkt, und es war erst einer späteren Zeit vorbehalten, wenigstens die ersten Vorposten nach Asante hinein gegen Kumase vorzuschieben, indem zuerst (1891) die Stadt Bompata und später (1893 und 1894) Asante-Odumase und Agogo mit eingeborenen Gehilfen besetzt wurden. Damit rückte man bis auf 12 Stunden von Kumase vor. Wie es dann endlich doch in ganz unerwarteter Weise (1896) zur Besetzung dieser Stadt und damit zu einer eigentlichen Asante-Mission kam, davon soll ein späteres Kapitel berichten.

Die kleine Okwawu-Mission aber ist trotz mancherlei Kriegsunruhen, die sich an den Grenzen abspielten, in den letzten Jahrzehnten so gesegnet gewesen, daß sie am 1. Januar 1908 über 2700 Christen zählte und über 20 Außenstationen aufwies.

Eine Erweiterung hat die Station Abetifi in neuerer Zeit dadurch erfahren, daß man daselbst eine Evangelisten-Schule zur Heranbildung von eingeborenen Arbeitern für die inzwischen der Mission erschlossenen Asante-Länder errichtete, die dann zum Predigerseminar erweitert wurde.

b) Die Gründung der Station Begoro.

Diese vollzog sich verhältnismäßig rasch und ohne besondere Zwischenfälle. Die Station sollte an der Nordostecke des Akemlandes entstehen, nicht allein, um im Notfall die Okwawu-Mission zu stützen, sondern auch hauptsächlich, um der Mission in Akem als Gesundheitsstation zu dienen. Darum mußten auch die Bedenken wegen ihrer etwas ungünstigen geographischen Lage (an der Peripherie des Missionsgebietes) hinter den sanitären Vorzügen, die sie bot, zurücktreten. Daß Begoro der gesündeste Platz von ganz Akem sei, ließ seine Höhenlage von 1500 Fuß erwarten. Zwar ist es von einem Kranz von Höhenzügen umgeben, so daß es gewissermaßen zwischen den Bergen eingebettet liegt, aber diese liegen doch so entfernt, daß sie keinen eigentlichen Bergkessel bilden. — Für die Station wurde eine die Stadt überragende Anhöhe gewählt, in deren Nähe ein Wasserfall inmitten der romantischen Urwildnis über eine Felsplatte stürzt. Es war somit auch gutes Wasser in der Nähe zu haben.

Einige Tage vor Weihnachten 1875 zogen die beiden Brüder Mohr und Glatzle in Begoro auf und machten sich ans Werk. Die Lichtung des von Urwald bestandenen Missionshügels erforderte zunächst viel Mühe und Schweiß. Hunderte von Baumriesen, von denen allerdings manche das Bauholz lieferten, mußten durch Feuer und Axt gefällt und hinweggeräumt werden. Auch zeitweiliger Arbeitermangel bereitete anfangs viel Not.

Fetischhütte.

Aber Hand in Hand mit der Gründung der Station ging hier die Gründung einer christlichen Gemeinde vor sich. Schon nach kurzem meldete sich eine ganze Schar jüngerer Männer zum Taufunterricht. Zur Prüfung wurden sie sogleich an die Arbeit des Buschhauens, Grabens und Steinebrechens gestellt oder aber als Handwerker in die Lehre genommen. Am Himmelfahrtstag, den 25. Mai 1876, konnten die Erstlinge von Begoro, neun Personen, getauft werden. Zugleich wurde vom Katechisten eine Schule eröffnet. Munter schritt die Bauarbeit fort, und auch an neuen Taufbewerbern fehlte es nicht. Im Laufe des Jahres 1877 war im großen und ganzen die Hauptarbeit getan und es erhob sich auf dem noch vor wenigen Jahren mit Urwald bedeckten Hügel nicht nur ein stattliches Missionshaus, sondern auch ein schmuckes Kirchlein, eine Lehrerwohnung und verschiedene Häuschen der Christen. Damit war zugleich der Anfang zu einer christlichen Ansiedlung gemacht. Am Fuße des Begoro-Berges aber war inzwischen die erste Außenstation, Fankyeneko, entstanden und die Zahl der Gemeindeglieder in Begoro bis zum 1. Januar 1879 auf 66 Seelen gestiegen.

Aber auch hier kostete die Erbauung der Station das Leben eines ihrer Arbeiter. Am 15. Mai 1879 erlag der Baubruder G. Glatzle einem schweren Fieber. Auch der Haß der Fetischpriester regte sich und suchte das aufblühende Werk zu stören. Doch nahm dasselbe im weiteren einen gesegneten Fortgang, bis im Jahre 1884 die Station Begoro eine größere Bedeutung für das ganze Missionswerk in Akem dadurch erhielt, daß sie nach Räumung des ungesunden Kyebi zum Hauptarbeitsposten für die Akem-Mission erhoben wurde. Neue Bauten entstanden, und die Station auf der anmutigen Bergeshöhe — wennschon in der Einsamkeit des Urwaldes gelegen — wuchs nach und nach zur ansehnlichen Niederlassung

heran, von der aus die ganze Akem-Mission geleitet wurde. Auch Christen siedelten sich mehr und mehr auf dem Missionshügel an, und ihre regelmäßigen Hüttenreihen verleihen dem Christendorf ein überaus freundliches Gepräge. Eine Mittelschule, die für das Inlandgebiet später in Begoro errichtet wurde, rief eine weitere Vergrößerung der Station hervor. Um aber die wachsende Gemeinde zu regelrechter Arbeit anzuleiten und sie ökonomisch zu heben, wurde unter anderem der Kaffeebau eingeführt. Und merkwürdig! Je mehr die anfängliche Bestimmung Begoros als Stützpunkt für die geplante Asante-Mission zurücktrat und ausschließlicher Arbeitsposten für Akem wurde, desto wichtiger erwies sich seine Gründung für das seither aufblühende Werk im Akem-Lande Doch davon später. Aber man ersieht daraus, wie Gottes Hand selbst die Dinge leitet und oft die Pläne einer Missionsgesellschaft anders gestaltet, als diese sie geplant und gewollt hat.

7. Nach fünfzig Jahren.

a) Eine Jubelfeier.

Es ist Sonntag, der 3. November 1878. Die Missionskapelle der Station Christiansborg ist mit Palmzweigen und Blumengewinden aufs schönste geschmückt. Scharen von festlich gekleideten Negerchristen strömen dem Gotteshause zu, das in kurzem bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Eine ungewöhnlich große Anzahl von Missionaren und Nationalgehilfen hat rings um den Altar Platz genommen. Die Glocken verstummen, und ein mehrstimmiger Schülerchor eröffnet die heutige Feier mit dem in Musik gesetzten 96. Psalm: „Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Welt!" usw. Was ist der Grund solch festlicher Freude? Man feiert heute das 50jährige Jubiläum der Basler Mission auf der Goldküste.

Fünfzig Jahre! Sie enthalten ein von Gottes Treue und Barmherzigkeit getragenes, von Seiner Hand gezeichnetes Stück Missionsgeschichte. Das rühmen alle Redner, die nacheinander von der Kanzel zur Festgemeinde reden. Das beredteste Zeugnis aber der Vergangenheit und Gegenwart ist die schlichte Gestalt eines Negerchristen, des Kirchenältesten J. Anum, der als einer der an Pfingsten 1847 getauften Erstlinge der Mission

nun von jenen Zeiten des ersten Anfangs berichtet. Und in welchen Preis Gottes würden erst die vor 50 Jahren hier gelandeten vier Brüder einstimmen, würden sie plötzlich mitten in das seither aufgeblühte Missionswerk hineingestellt! Sie haben es vielleicht damals kaum zu hoffen gewagt, und noch viel weniger haben sie etwas davon schauen dürfen. War doch ihre Wirksamkeit eine so kurze, daß sie kaum irgendwelche Spuren davon hinterlassen haben. Selbst ihre Grabstätte ist verwischt, denn sie ist weder von einem Denkstein noch von einem Holzkreuz der Nachwelt bezeichnet. Sie ruhen unter unbekannter Scholle als die erste „Saat der Mohren". Und noch manche sind ihnen gefolgt in Arbeit, Leiden und Tod. Aber wenn auch „der große Meister" viele seiner Arbeiter begraben hat, so hat er doch seinem Evangelium in diesem Lande des Todes eine bleibende Stätte bereitet und ihm ein fröhliches Wachstum beschieden.

Ja wahrlich, aus dem kleinen Reis, das vor fünfzig Jahren in die Erde gepflanzt worden, ist durch Gottes Gnade ein stattlicher Baum geworden. Senfkornartig, wie es die Weise des Reiches Gottes ist, hat sich das Werk entwickelt, manche Krise hat es durchmachen, manchen Sturm bestehen müssen; aber aus kleinen Anfängen hat es unter Gottes Gnadenleitung nach innen und außen an Ausdehnung und Bedeutung zugenommen. Die Nacht des Heidentums, die weithin das Land bedeckt, fängt an, dem dämmernden Morgen zu weichen. Das Christentum ist allgemach eine Macht geworden, die ihre Wirkung auf das ganze Volksleben auszuüben beginnt. Das Dasein der Kirche Christi und ihre Lebensäußerungen sind Tatsachen, die niemand leugnen kann. Nahezu 4000 eingeborene Christen sind in geordneten christlichen Gemeinden auf 9 Haupt- und 35 Nebenstationen gesammelt; etwa 90 Nationalgehilfen, darunter 6 eingeborene Pfarrer, die sich die Mission in ihren Schulen heran-

gezogen hat, stehen den Missionaren hilfreich zur Seite. Die Missionsschulen werden von mehr als 1100 Schülern besucht, die dort christlichen Unterricht und das fürs Leben nötige Wissen empfangen. Ferner sind zwei der Landessprachen: das Tschi und Akra, durch die Mission zu Schriftsprachen erhoben, die Heilige Schrift ist in beide übersetzt und eine Literatur für Kirche und Schule geschaffen. Unverkennbar sind die Einwirkungen der christlichen Missionstätigkeit auf allen Gebieten des religiösen und sozialen Lebens. Städte und Dörfer weisen da und dort recht ansehnliche Bauten und wohnliche Anwesen auf. Einfache, aber schmucke Kapellen, ja selbst einzelne Kirchen mit schlankem Turm, erheben sich an manchen Orten inmitten von sauberen Christenansiedlungen. ABC-Schützen trollen sich mit Fibel und Schiefertafel in die Schule, und schallend erklingt europäische Weisheit aus Negermund aus der offenen Schulhalle bis auf die Gassen heraus. Und selbst was die muntere Negerjugend in der edlen Musika zu leisten vermag, bleibt niemand verborgen; denn da braust uns entgegen: „Was ist des Schwarzen Vaterland?" — „Der beste Freund ist in dem Himmel!" — „Wer will ein Streiter Christi sein", oder auch eins unserer bekannten schönen Kirchenlieder in den Lauten der einheimischen Sprache.*)

Aber nicht nur in Kirche und Schule kommt das Christentum zum Ausdruck, die Mission hat auch auf gewerblichem Gebiet zivilisatorisch gewirkt. Wir hören in Dörfern und Städten den Blasbalg in der einfachen Schmiedewerkstätte ächzen, wir hören pinken, hämmern und feilen. Zugleich ertönt von einer andern Seite her, wo ein offener Schuppen einen Schreiner mit seinem Handwerk aufgenommen hat, das Knarren der

*) Die Gesangbücher in der Tschi- und Akrasprache enthalten mehrere hundert Kirchenlieder, darunter Uebersetzungen unserer Kernlieder von Luther, P. Gerhardt u. a.

Säge und das Ziſchen des dahingleitenden Hobels. In den Küſtenſtädten, den Plätzen des Handels und Verkehrs, ſchlägt der ſchwarze Küfer im Ticktack die Reifen ums weitleibige Faß. Und wie die chriſtliche Kultur im Lande Eingang gefunden, ſo macht ſich das chriſtliche Leben, wenn auch noch in ſchwacher Form, in allen Verhältniſſen bemerklich. Schon die Feier des Sonntags, die an vielen Orten zur Geltung kommt, läßt erkennen, daß ſich eine neue Lebensordnung Bahn gebrochen hat. Der chriſtliche Einfluß beginnt die Bevölkerung zu durchgären wie ein Sauerteig. Das Daſein chriſtlicher Gemeinden im Lande iſt für die Heiden ein lautes Zeugnis, daß das unter ihnen gepflanzte Chriſtentum ein lebensfähiges Reis iſt und beſſere Früchte zeitigt, als der Giftbaum des Heidentums. Und wenn auch dieſes in ſeiner äußeren Macht noch beſteht, ſo ſind doch ſeine Grundfeſten erſchüttert, und der Fetiſchdienſt hat viel von ſeinem Anſehen eingebüßt. Auch die barbariſchen Gebräuche des heidniſchen Aberglaubens, die vormals das Volksleben beherrſchten, kommen nur noch vereinzelt vor. Menſchenopfer und Blutrache, grauſame Selbſthilfe und Stammesfehden, die ſonſt zur Tagesordnung gehörten, ſind durch die engliſchen Geſetze abgeſchafft. Land und Bevölkerung erfreut ſich eines allgemeinen Friedens. Die frühere perſönliche Unſicherheit, die Anwendung des ſchnell oder langſam wirkenden Giftes zur Beſeitigung von Widerſachern, die Abgeſchloſſenheit der einzelnen Stämme und ihre feindſelige Haltung gegeneinander, das durch die unſicheren Zuſtände herbeigeführte Brachliegen der Ländereien, die damit verbundene Kulturloſigkeit, Hungersnot und Blutvergießen — alles das hat geſitteteren und beſſeren Verhältniſſen Platz gemacht.

Wenn nun auch hievon viel — was die äußere Umgeſtaltung betrifft — auf Rechnung der engliſchen Kolonialregierung zu ſetzen iſt, ſo wird man doch nicht umhin

können, den Umschwung der sozialen Verhältnisse auf der Goldküste und die Anbahnung einer Neuschöpfung auf dem religiös-sittlichen Gebiet des Volkslebens dem machtvollen Einwirken der Missionstätigkeit der letzten 50 Jahre zuschreiben zu müssen. Ja, es wurde unter dem Segen Gottes nicht umsonst gepflügt und gesät!

Aber diese Ergebnisse sind nur mit schweren Opfern erkauft worden. Von den 126 Männern, die seit dem 18. Dezember 1828 bis 1878 als Prediger, Lehrer, Handwerker und Kaufleute im Dienste der Basler Mission die Goldküste betreten haben, sind 39 dem Klima zum Opfer gefallen, wozu noch 17 Missionarsfrauen kommen, die ihr Leben im Missionsberuf gelassen haben. Von den Überlebenden aber ist ein großer Teil krank oder mit gebrochener Gesundheit — meist nach kurzer Arbeitszeit — für immer in die europäische Heimat zurückgekehrt und hat sich einen neuen Wirkungskreis suchen müssen. Doch heißt es auch hier trotz aller Opfer:

„Es ist kein Preis zu teuer, es ist kein Weg zu schwer,
Hinauszustreu'n dein Feuer ins weite Völkermeer."

b) Visitation des Arbeitsfeldes.

Bei der Ausdehnung und der Entwicklung, die das Werk seit seiner Wiederaufnahme im Jahre 1843 genommen, hatte sich schon mehrfach der Wunsch nach einer Visitation des Arbeitsfeldes geltend gemacht. Eine solche lag sowohl im Interesse der heimatlichen Leitung, als auch in dem der draußen stehenden Missionsarbeiter und ihrer Gemeinden. Aber das gefahrvolle Klima der Goldküste und mancherlei andere Umstände hatten die Missionsgesellschaft veranlaßt, vorerst Gottes bestimmte Winke in dieser wichtigen Sache abzuwarten. Dazu war auch eine jüngere Kraft nötig und eine Visitation voraussichtlich nur dann ersprießlich, wenn der Visitator mit der

Autorität des Inspektorats bekleidet war. Hiefür boten die Verhältnisse der heimatlichen Missionsleitung Anfang der 80er Jahre die gewünschte Möglichkeit. Der im Dienst alt gewordene Inspektor Josenhans war im Jahr 1879 aus seinem Amt geschieden. An seine Stelle war Inspektor Schott getreten, der die indische Mission im Jahr 1880 visitiert hatte, aber für diese Aufgabe in Afrika auch schon zu vorgerückten Alters war. Dagegen schien niemand dafür geeigneter, als der jugendliche und kenntnisreiche, von der Liebe zur Mission durchdrungene Sekretär Prätorius, der schon mehrere Jahre der Mission in der Heimat gedient hatte und nun 1881 zum zweiten Inspektor ernannt wurde. Als solcher übernahm er im Auftrag des Komitees die schwierige Aufgabe der Visitation mit der Erklärung: „daß ich nach Gottes Willen nach Afrika gehen muß, das weiß ich gewiß; ob ich aber wieder heimkehre, das weiß ich nicht."

Auch draußen auf dem Missionsfelde wurde dieser Entschluß mit Freuden begrüßt. Denn lagen auch keine besonderen Anlässe vor, die eine Visitation unbedingt erforderten, so mußte es doch den Missionaren erwünscht sein, daß ein Mitglied des Komitees ihr Arbeitsfeld in Augenschein nahm und sich über die Verhältnisse und Bedürfnisse desselben an Ort und Stelle unterrichtete. Und ebenso war es für die heidenchristlichen Gemeinden von hohem Wert, einen Vertreter der Missionsgesellschaft zu sehen und zu hören.

Zudem war die afrikanische Mission seit dem Jahr 1881 in ein bedeutungsvolles Stadium getreten. An der Generalkonferenz, zu der die Missionare am 28. bis 31. März in Akropong zusammengetreten waren, wurde eine Reihe von Fragen beraten, die für die Entwicklung und Ausdehnung des Werkes von größter Wichtigkeit waren. Sie bezogen sich vor allem darauf, die afrikanischen Gemeinden selbständiger als bisher zu machen und

sie zum Selbstunterhalt heranzuziehen. Es sollte dies zunächst dadurch geschehen, daß sie bedeutendere Opfer bringen und — sofern sie genügend erstarkt seien — ihre eigenen Pfarrer (im Fall der Aufbringung ihres Unterhalts) erhalten sollten. Zu diesem Zwecke wurde die bisherige Kirchensteuer um mehr als das Doppelte erhöht und die bestehenden Kassen zu einer Gemeindekasse vereinigt. Ferner wurde eine Revision des ganzen Schul- und Anstaltswesens beantragt, wonach die Missionskasse so viel als möglich von den Unterhaltungskosten entlastet und diese den Anstalten selbst auferlegt werden sollten. Zugleich sollten jene Vornahmen dazu dienen, die Missionare für die Arbeit unter den Heiden, sowie für die Beaufsichtigung der immer größer werdenden Stationssprengel freier zu machen und die Mission durch teilweise Entlastung der bisherigen Ausgaben für Gemeinde- und Schulzwecke in Stand zu setzen, ihre Arbeit gegen das Innere hin auszudehnen. Hiefür wurde ein neuer Vorstoß am Volta hinauf und gegen Asante in Aussicht genommen. — Alle diese dem Gang der Mission vorgezeichneten Ziele sollten durch die Visitation an Ort und Stelle geprüft, gefördert und einer gedeihlichen Entwicklung entgegengeführt werden.

Es waren Tage freudiger Erwartungen, mit denen man Inspektor Prätorius als Visitator entgegensah. Dieser hatte sich am 7. September 1882 von seiner Familie und dem heimatlichen Missionskreise verabschiedet und zunächst nach England begeben, um sich hier noch besonders für seine Aufgabe vorzubereiten. Am 14. Oktober schiffte er sich nach Afrika ein, reicher beladen als mancher heimkehrt. Nachdem er sich noch unterwegs in Sierra Leone mit den dortigen Missionsverhältnissen bekannt gemacht hatte, landete er am 17. November mit seinen beiden Begleitern, Herrn W. Preiswerk und einem Arzt, der die klimatischen Verhältnisse der Goldküste unter-

suchen sollte, in Akra-Christiansborg. Alsbald begann er sein afrikanisches Tagewerk. Sitzungen mit den Missionaren und den Presbytern, Visitationen auf den Stationen und in Schulen und Anstalten, Konferenzen und Synoden folgten Tag für Tag, nur unterbrochen durch die Reisen von Station zu Station im Gâ-Adangme-Gebiet, bis er vom Volta und von Krobo herkommend, am 27. Dezember in Akropong anlangte. Überall in Christiansborg, Abokobi und Odumase waren mit den eingehenden Visitationen feierliche Gottesdienste, Missionsfeste und Begrüßungen der Gemeinden verbunden. Nur in Adâ, wo ein ehrgeiziger Kirchenältester die Herrschaft über einen Teil der Gemeinde an sich gerissen und eine Separation herbeigeführt hatte, gab es für den Visitator gemütserregende Verhandlungen.

In Akropong war er zunächst durch einen Anfall von Dysenterie — dem Vorboten seines späteren Leidens, dem er nach Gottes Ratschluß erliegen sollte — zur Ruhe genötigt. Doch er genas wieder so weit, daß er hier die Akwapem-Synode mit 45 Presbytern und Pfarrern halten und auch noch die Station Aburi visitieren konnte. Dann trat er die beschwerliche Reise nach der Station Kyebi in Akem an, auf der er unterwegs in einer elenden Negerhütte die auf der Herreise befindliche Frau Buck sterbend antraf. Tief erschüttert hielt er derselben in Kyebi die Leichenrede. Dann wohnte er noch der von 114 Katechisten und Presbytern besuchten Akem-Synode bei und begab sich nach Begoro, wo man eben Br. Krauß zu Grabe geleitet hatte. Aber nun setzte das Fieber ein, das ihn nicht mehr verließ und ihn aus der Arbeit zum Leiden und Sterben rief. Nach Akropong zurückgekehrt, konnte er die für den 8. bis 15. März einberufene Generalkonferenz nicht mehr leiten, sondern nur noch die Verhandlungen vom Krankenlager aus mit seinen Gebeten begleiten. Todesmatt und vom Fieber verzehrt, wurde

er sodann nach Akra verbracht, wo er angesichts des Meeres, das die Dampfer vor seinen Augen heimwärts trug, die letzten Leidenswochen durchlebte, bis ihn der Herr am 7. April (1883) in die obere Heimat rief.

Der Tod des Visitators war ein schwerer Schlag für die ganze Mission und fand die tiefste Teilnahme in allen Kreisen. Es war zugleich einer jener dunkeln und geheimnisvollen Wege, die Gott zuweilen mit seinen Kindern geht und die uns erst im Lichte der Ewigkeit klar sein werden. Viele Hoffnungen wurden mit ihm zu Grabe getragen, und mit Recht trauerten alle, die den mit so reichen Gaben des Geistes und des Gemütes ausgestatteten Mann kannten. Seine Persönlichkeit hatte auch auf dem Missionsfelde die Herzen aller im Sturme erobert, und Heiden wie Christen hatten durch ihn unauslöschliche Eindrücke empfangen von der Liebe Christi, die auch im Tode noch standhält, und von der Kraft des Lebens Jesu, das den Tod überwindet. Ja, mit ihm war ein Großer in Israel gefallen, und sein Grab an der Küste Afrikas ist ein Denkmal und Zeuge des göttlichen Gnadenratschlusses, der auch über dem dunkeln Erdteil das Wort spricht: es werde Licht!

8. Fortschritt und Hemmung.

a) Wieder am Volta.

Durch den Einfall der Asanteer und die Zerstörung der Station Anum 1869 war die Missionsarbeit im Voltagebiet jählings abgebrochen worden. Sieben Jahre lang blieben jene Gegenden verödet und der Verwilderung anheimgegeben. Heulende Wildnis bedeckte die Stätten, wo sich früher volkreiche Ortschaften erhoben und wohlangebaute Pflanzungen zu sehen waren. Erst nachdem die Kriegsfackel erloschen und die Asanteer mit ihren Verbündeten durch die Engländer (1874) gedemütigt und zur Ruhe gewiesen waren, wagten die aufs englische Gebiet geflüchteten Anumer wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Doch dies geschah erst Ende der 70er Jahre. Aber auch nachdem Anum mit seinen sieben Städten wieder aus der Asche erstanden war, konnte man nicht sogleich an die Wiederbesetzung dieses Gebietes denken, und noch jahrelang standen die ausgebrannten Mauern der Missionsgebäulichkeiten einsam und verlassen mitten im Waldesdickicht, während der Zahn der Zeit das Zerstörungswerk fortsetzte.

Erst im Jahre 1881, nachdem eine Ausdehnung der Mission in dieser Richtung beschlossen worden war, wurde zur Wiederaufnahme der ehemaligen Station Anum geschritten und dieselbe mit dem eingeborenen Missionar

David Asante besetzt. Dieser zog am 24. September jenes Jahres dort auf und errichtete ein provisorisches Häuschen am Fuß des Missionshügels, wo auch die Christen ihre Niederlassung anlegen sollten. Von einem Wiederaufbau der in Ruinen liegenden Stationsgebäude sah man vorderhand ab, um nicht sogleich mit größeren Bauten beginnen zu müssen. Auch wollte man erst sehen, wie sich das Werk am Volta entwickeln werde. Missionar Asante konnte gleich eine kleine Gemeinde von 34 Seelen übernehmen, die während des Exils auf der Goldküste mit dem Evangelium bekannt geworden waren und nun in Anum und im benachbarten Boso ihre Heimstätte hatten. Zugleich wurde die südlich gelegene Hauptstadt von Akwam mit einem Nationalgehilfen besetzt und so eine Verbindung zwischen Anum und den übrigen Stationen der Goldküste hergestellt. Wie viel Arbeit es aber für die Mission auf der ganzen Voltalinie bis hinein ins Innere gab, das zeigten verschiedene Reisen, die in dieser Richtung unternommen wurden. Überall begegnete man dem in Afrika so mächtig vorwärtsstrebenden Islam neben dem rohesten Fetischdienst. David Asante dehnte seine Predigtreisen bis in die heutigen deutschen Gebiete von Akonya und Boem, nach Kratschi und Adele aus und fand mit der Verkündigung des dort noch ganz fremden Evangeliums unter den abergläubischen Fetischdienern teils freundliches Gehör, teils aber auch finster drohenden Widerstand. Im großen und ganzen aber hatten die früheren langjährigen Bedrückungen der Asanteer und vor allem der fortwährende Kriegszustand die äußerste Verarmung hervorgerufen, welche die Voltavölker nicht nur mit der Sehnsucht nach besseren Zuständen erfüllte, sondern sie auch dem Wort des Friedens zugänglich machte.

Der Arbeit folgte auch bald die Frucht, zunächst im Anumer Stationsgebiet. Die Christenansiedlung dehnte

sich aus und die Gemeinden in Anum und dessen Nachbarorten mehrten sich. Auch in Akwam konnten die Erstlinge getauft werden, während zugleich das Evangelium immer weiter gegen Norden hin vordrang, sodaß Außenstationen bis an die Grenzen der Ewestämme in rascher Reihenfolge entstanden. Von verschiedenen Seiten her, selbst aus den nördlichen Voltaländern, ergingen Rufe um Lehrer und Boten des Heils. Aber erst im Jahr 1888 konnte man an eine Ausdehnung des Werkes denken, indem an Stelle des alternden D. Asante*) Missionar Johannes Müller in die Arbeit am Volta eintrat. Er sollte das Werk, das seit kurzem im Anum-Distrikt aufgeblüht war, nicht nur weiterpflegen, sondern auch nach Norden hin ausdehnen. Zu diesem Zweck wurde ihm der tüchtige und pflichttreue eingeborene Pfarrer P. Hall mit einigen Nationalgehilfen beigegeben. Man ging zunächst daran, mit Hilfe seiner Mitarbeiter die nordwärts gelegenen Ortschaften Vakpo und Amfoi zu besetzen, die zugleich die Stützpunkte der Linie nach Nkonya und Boem bilden sollten. Bald darauf, am 18. August 1888, zog denn auch Pfarrer Hall als der erste Bote Gottes in Ntschumuru, dem Hauptort von Nkonya, ein. Damit war nun ein Gebiet besetzt, in welchem die Völker mehr als irgendwo unter der Macht des Fetischs und dem Bann des Zauberwesens standen, wo seit Menschengedenken der Sklavenhandel blühte und der Islam bereits seinen Einfluß geltend machte.

Inzwischen sollte auch das ehemalige Stationsgebäude von Anum wieder aus seinen Trümmern erstehen, um die Operationsbasis für die Missionsarbeit am Volta hinauf abzugeben. Die Ruinen wurden im

*) D. Asante bediente hierauf als Pfarrer seine Heimatgemeinde Akropong, starb aber schon am 13. Oktober 1892, nachdem er nahezu 40 Jahre lang der Mission unter seinem Volke treue Dienste geleistet hatte.

Jahr 1889 abgebrochen und das neue Missionshaus an derselben Stelle aufgebaut. Es krönt nun wie ehedem den Scheitel des hochragenden Hügels, weithin sichtbar als Missionszentrum für das ganze Gebiet. Die Arbeit weniger Jahre hatte aus dem verödeten und verwilderten Anum ein Gartenfeld geschaffen, da Gottes Saaten sproßten.

Mit der Besetzung der Landschaft Nkonya war man bereits um ein Beträchtliches gegen das Innere vorgedrungen. Aber man wollte hier nicht stehen bleiben. Die Blicke waren auf das Land Boem gerichtet, das noch mehrere Tagereisen weiter gegen Nordosten liegt. Doch das Gebiet konnte erst 1891 besetzt werden, indem sich der eingeborene Missionar N. Clerk mit einem Lehrer in Worawora, dem Mittelpunkt des Landes niederließ. Damit erstreckte sich die von Anum aus geleitete Voltamission über ein Gebiet von 40 Stunden Länge, wobei die ganze Linie durch eine Reihe von Zwischenstationen verbunden wurde. Man war damit ins deutsche Togo-Gebiet vorgedrungen, wo durch das entschlossene Vorgehen der deutschen Beamten geordnete Verhältnisse geschaffen worden und der Mission überall die Türen aufgetan waren. Ausgedehnte Predigtreisen wurden von Nkonya und Boem aus nach verschiedenen Richtungen hin unternommen. Zeitweise ließ sich auch ein Missionar in der Nähe der deutschen Regierungsstation Bismarckburg in der Landschaft Adele nieder, von wo er Untersuchungsreisen bis nach Tschautscho hin unternahm und eine Niederlassung der Mission in diesem schon vom Islam berührten, stark bevölkerten Gebiet befürwortete. Statt dessen wurde vorderhand Kratschi mit einem eingeborenen Pfarrer besetzt und die Gründung einer Hauptstation in Boem in Aussicht genommen, um einen Mittelpunkt für die Arbeit im Norden zu haben. Dazu kam es aber nicht, da inzwischen das ganze

nördliche Gebiet mit den bereits besetzten Außenposten, mit ihren Gemeinden und Schulen der benachbarten, von Süden her vorrückenden Norddeutschen Mission übergeben wurde. Es geschah dies teils aus sprachlichen Gründen, insofern im Togogebiet die von der Norddeutschen Mission bearbeitete Ewe-Sprache vorherrscht, teils aus Rücksicht auf die englisch-deutschen Grenzverhältnisse, die eine Arbeit von dem englischen Anum aus erschwerten. Mit dieser Übergabe wurden zugleich alle Pläne für ein weiteres Vordringen ins Innere von Togo hinfällig. Am 1. Januar 1904 wurden zunächst die fünf nördlichen Gemeinden mit 257 Seelen, etwas später auch die sieben südlichen Außenstationen mit 467 Gemeindegliedern der Norddeutschen Mission übergeben.

Dadurch verlor der Stationssprengel Anum nicht nur eine beträchtliche Anzahl seiner Gemeindeglieder und Schüler, sondern auch den fruchtbarsten Teil seines Arbeitsgebiets. Er ist seitdem auf das englische Gebiet auf beiden Seiten des Volta eingeschränkt, und eine größere Ausdehnung ist ihm für immer unmöglich gemacht, da ihm das Hinterland fehlt. Immerhin gehören noch zehn Außenstationen zu Anum, deren Gemeinden zusammen 1200 Christen und gegen 600 Schüler zählen.

b) Ein Verfolgungssturm.

Von den Ufern des Volta begeben wir uns noch einmal in die Urwälder von Akem und suchen dessen Hauptstadt Kyebi auf. Hier hatte die Mission, deren erstes Jahrzehnt wir im 4. Kapitel geschildert haben, seit ihrer Gründung im Jahr 1861 einen schweren Stand gehabt. Die Erfolge waren trotz aller treuen Arbeit äußerst gering, teils wegen der sittlichen Versunkenheit des Volkes, teils aber auch wegen der ungesunden Lage Kyebis, die einen längeren Aufenthalt für Europäer fast unmöglich machte. Dieser Umstand führte dazu, die europäischen

Mittelschule in Christiansberg.

Missionare im Jahr 1874 ganz zurückzuziehen und statt ihrer den eingeborenen Missionar D. Asante in Kyebi zu stationieren. Allein es gab bald Verwicklungen mit dem jungen christenfeindlichen König Ata, der auch nicht ruhte, bis er den ihm mißliebigen Missionar aus dem Lande zu verdrängen wußte. Es war dies nur das Vorspiel zu allerlei Bedrückungen der kleinen Christenschar, wobei er darauf ausging, das Christentum in seinem Lande auszurotten.

Dies geschah zu einer Zeit, als sich eben die Anfänge neuen Lebens in Akem zeigten, zum Teil infolge der von der englischen Kolonialregierung proklamierten Sklavenemanzipation. Das Volk, das bisher in sklavischer Furcht vor seinem tyrannischen König dahingelebt hatte, begann seine soziale und geistige Gebundenheit zu ahnen, aber auch zugleich aufzuatmen. Das Evangelium fand nun in weiteren Kreisen und selbst in der nächsten Umgebung des Königs Eingang. Dies fachte den Ingrimm des Königs und der Fetischpriester nur um so mehr an. Seine Stellung zu den Christen, die er ohne allen Grund als seine Gegenpartei ansah, wurde immer feindseliger. Durch Bedrückungen und ungerechte Strafen, die er über sie verhängte, suchte er die Christen einzuschüchtern und seine Untertanen vom Übertritt abzuschrecken. Wollte man die bis dahin gesammelte Gemeinde von etwa 150 Seelen nicht der rohen Willkür des tyrannischen Königs preisgeben und auf die nun vielversprechende Arbeit in Akem verzichten, so blieb nichts anderes übrig, als Kyebi wieder mit einem europäischen Missionar zu besetzen, der der Lage gewachsen war. Dieser fand sich in dem jungen tatkräftigen Karl Buck.

Im Februar 1878 traf derselbe in Kyebi ein und fand, daß die Mission in Akem in ein bedeutsames Stadium getreten sei. Die Bevölkerung zeigte sich im allgemeinen dem Evangelium günstig gesinnt, aber der Haß der Fetisch-

priester und die feindselige Stellung des trunksüchtigen Königs ließ auf Widerstand und Kampf schließen. Dieser sollte nicht ausbleiben, aber auch die reiche Frucht der Missionsarbeit, die Aussaat vieler Jahre, reifte endlich heran. Buck erkannte sofort als seine Hauptaufgabe die Reisepredigt, die sich auf das ganze Gebiet zu erstrecken habe. Die Gemeinde Kyebi erhielt 1879 einen eingeborenen Pfarrer, er selbst aber durchzog in Begleitung seines Mitarbeiters D. Huppenbauer und einiger Nationalgehilfen unermüdlich das weite Akemgebiet mit seinen zerstreuten Städten, Dörfern und Weilern. Sein Weg führte ihn bis nach Westakem und nach Asante hinein, und es währte nicht lange, so entstanden bald allerorten Außenposten und kleine Gemeinden, die er mit eingeborenen Gehilfen besetzte. Um dem Mangel an letztern abzuhelfen, zog er aus der Zahl wackerer und begabter Christen Evangelisten heran und führte sie in die praktische Missionsarbeit ein. Seine Arbeit war so gesegnet, daß im Laufe von drei Jahren 7 Außenstationen gegründet und über 500 Heiden getauft werden konnten.

Gottes Stunde hatte für Akem geschlagen. Es entstanden kleine Christenansiedlungen mit Kapelle und Lehrerwohnung, die durch ihre bessere Bauart und Reinlichkeit von den engen schmutzigen Anwesen der Heiden wohltuend abstachen. Auch wirtschaftlich kamen die Christen durch Fleiß und geordnetes Leben empor. Bucks Bestreben, den Missionssinn unter ihnen zu wecken, war nicht vergeblich. Sie steuerten willig für Kirchen- und Schulzwecke, beteiligten sich fleißig am Bau von Kapellen und Lehrerwohnungen und waren darauf bedacht, ihre heidnischen Familien- und Volksgenossen für Christum zu gewinnen. Das große Missionsgebiet wurde zur besseren Bearbeitung in fünf Sprengel eingeteilt, von denen jeder einen eingeborenen Pfarrer erhielt, dem die im betreffenden Gebiet arbeitenden Katechisten, Lehrer

und Evangelisten unterstellt waren und für deren Wirken er unter der Oberleitung des Missionars verantwortlich war.

Aber den Christen stand ein grimmer Feind gegenüber, König Ata von Kyebi. Auf jede Weise suchte dieser die Fortschritte des Evangeliums in seinem Lande aufzuhalten, schnaubte mit Drohen und Morden gegen seine christlichen Untertanen, suchte sie durch hohe Geldstrafen zu ruinieren und ersann alle erdenklichen Quälereien und Mißhandlungen. So erließ er allerlei ungerechte Gesetze und heidnische Verbote, um die Christen vor sein Gericht ziehen und empfindlich strafen zu können. Auch dem Missionar erschwerte er sein Dasein, und oft zog er tobend und drohend mit seinem Gefolge vors Missionshaus. Doch endlich war sein Maß voll. Seine Untaten veranlaßten schließlich die englische Regierung, ihn für fünf Jahre in die Verbannung zu schicken. Nun hatte das Land Ruhe, und die Gemeinde baute sich.

Inzwischen war auch Missionar Buck (1881) genötigt, in Europa Erholung zu suchen. Ende 1882 kehrte er verheiratet auf sein Arbeitsfeld zurück; aber es war dem eifrigen Mann nur noch eine kurze Zeit des Wirkens beschieden. Am 1. Februar 1883, nur zwei Monate nach seinem Aufzug in Kyebi, wurde ihm seine junge Gattin durch den Tod entrissen, und am 30. September desselben Jahres folgte er ihr ins Grab nach. Er hinterließ das Missionswerk in Akem in schönster Entwicklung. Die Zahl der Christen war seit seinem Eintritt in die Akemmission von 168 auf 820 Seelen angewachsen, die sich teils in Kyebi, teils auf 12 Außenstationen fanden.

Mit Bucks Tode wurde jedoch Kyebi wegen seiner ungesunden Lage als Europäer-Station aufgehoben. Das ganze Gebiet mit seinen Außenstationen wurde der nördlich gelegenen Akemstation Begoro zugeteilt, die zwar nicht wie Kyebi im Mittelpunkt des Arbeitsfeldes, aber

um vieles gesünder lag. Auch jetzt schritt das Werk munter fort. Die Christengemeinden mehrten sich, und jedes Jahr konnte eine größere Zahl Heiden getauft werden. Aber nun erschien der alte Christenfeind, König Ata, wieder auf dem Plan. Er kehrte Anfang 1885 aus seiner Verbannung zurück. Man hoffte, er sei inzwischen anderer Gesinnung geworden; aber mit demselben grimmen Haß gegen die Christen erfüllt, zog er im März 1885 in Kyebi ein und schwur, sinnlos berauscht und in seiner Rechten ein goldenes Schwert haltend, auf offener Straße, daß er alle Versprechen, die er den Europäern gegeben, nicht halten werde, sondern daß er die Christen strafen und züchtigen wolle, bis sie in Akem ausgetilgt seien.

Damit machte er auch Ernst. Er verbot ihnen die Arbeit an den drei Fetischtagen der Woche und sprach damit den wirtschaftlichen Ruin über sie aus. Auch sonst drückte und plagte sie der Tyrann auf jede Weise, strafte sie mit unerhörten Geldbußen und schmiedete Gesetz auf Gesetz, um ihnen das Dasein unerträglich zu machen. Bei der englischen Regierung aber klagte er die Missionare und die christliche Partei als Friedensstörer und ungehorsame Untertanen an. Geduldig ließen sich die Christen alle Ungerechtigkeiten ihres trunkenen Fürsten gefallen, dessen Willkür sich schließlich selbst auf seine heidnischen Untertanen erstreckte. Dieser Umstand diente aber nur dazu, viele derselben dem Christentum zuzuführen.

So kam das Jahr 1886 heran und mit ihm der Hauptschlag, den der König der verhaßten Christenpartei zugedacht hatte. Es war kurz vor Weihnachten des genannten Jahres, daß Ata mit der Behauptung auftrat, es sei ihm eine bedeutende Summe Geldes gestohlen worden. Mit Hilfe eines wahrsagenden Fetischpriesters wurde der Verdacht auf einen angesehenen Kirchenältesten gewälzt und dadurch die Wut der Heiden aufs

höchste entflammt. Die Missionare Mohr und Rösler, die sich eben in Kyebi befanden, wurden festgehalten und samt den bedrängten Christen im Missionsgehöft eingeschlossen. Einzelne Christen wurden in barbarischer Weise mißhandelt. Zugleich fielen die Heiden über die Pflanzungen der Christen her und raubten, was sie fanden. Endlich erschien ein englischer Beamter und befreite die Geängsteten. Der König aber wurde zur Verantwortung vor das englische Gericht entboten. Wohl prahlte dieser anfangs, lieber fechten zu wollen als sich der Regierung zu stellen, aber schließlich leistete er doch der Vorladung Folge. Mit großem Gepränge hielt er, umgeben von Trabanten, Musikern und Fetischen, seinen Einzug an der Küste. Ehe er jedoch vor seinem irdischen Richter erscheinen konnte, wurde er von einer Lungenentzündung ergriffen, die ihn am 2. Februar 1887 hinwegraffte.

Das Gericht Gottes hatte den Bedrücker der Christen ereilt. Aber sein Tod wurde erst recht der Anlaß zu einer eigentlichen Christenverfolgung in ganz Akem. Bei der Leichenfeier Atas schwuren die vom Branntwein erhitzten Parteigänger des Königs, dessen Tod durch gänzliche Ausrottung des Christentums im Lande zu rächen. So brach die Verfolgung allerorten aus. Die Gemeinden wurden zersprengt und ausgeplündert, die Missionsniederlassungen zerstört oder beschädigt, namentlich die Kapellen verwüstet. Besonders schlimm hausten die Heiden in Kyebi. Viele Christen flohen in die Nachbargebiete oder suchten in den Wäldern Zuflucht; manche ließen sich freilich auch durch die Not zum Abfall verleiten. Von den Nationalgehilfen mußten die meisten das Land räumen.

Doch auch dieser Sturm ging vorüber. Ein englischer Beamter besetzte das Land mit einer Abteilung eingeborener Truppen und stellte die Ruhe wieder her; vor

Gericht wurde die Unschuld der Christen (bezüglich des angeblichen Diebstahls) erwiesen und das Komplott der heidnischen Partei aufgedeckt. Die Heiden hatten den angerichteten Schaden zu ersetzen, und der Nachfolger Atas mußte den Christen Religionsfreiheit zugestehen. Die geflüchteten Christen kehrten wieder in ihre Heimstätten zurück, die zersprengten Gemeinden schlossen sich aufs neue zusammen, und die Missionsarbeiter konnten ihre Arbeit wieder aufnehmen. Allenthalben rührten sich die Hände, um die zerstörten Kapellen und Hütten wieder aufzurichten und die Spuren der Verwüstung zu verwischen.

Der Verfolgungssturm hatte die Gemeinden wohl gesichtet, aber nicht geschädigt. Zwar mußten von den 1413 Christen 86 ausgeschlossen und manche vom hl. Abendmahl zurückgestellt werden, aber der innere Gewinn, den sie davontrugen, wog den scheinbaren Rückgang und den zeitweiligen Stillstand des Missionswerkes auf. Die junge Kirche Akems ging geläutert und gefestigt aus dem Kampf mit der heidnischen Macht hervor. Diese aber mußte erkennen, daß nichts den Siegeslauf des Evangeliums aufzuhalten vermag.

Seit jener Drangsalszeit hat das Heidentum in Akem einen empfindlichen Stoß, die Sache Christi aber einen neuen Impuls des Lebens erhalten. Die alte Königsstadt Kyebi ist mehr und mehr zerfallen, während die christliche Ansiedlung daneben von Jahr zu Jahr emporgeblüht ist und nun Hunderte von christlichen Bewohnern zählt. Selbst angesehene Häuptlinge und Stützen des königlichen Hauses haben die heidnische Stadt verlassen und sich nach ihrem Übertritt im christlichen Stadtteil niedergelassen. Wohl stand der Nachfolger Atas noch längere Zeit grollend den Christen gegenüber und versuchte mit seinem heidnischen Anhang je und je einen Druck auf sie auszuüben, aber nachdem er mit seiner

christenfeindlichen Schwester erkannt, daß seine christlichen Untertanen nur das Wohl des Landes suchen, hat er sich mit ihr denselben genähert und das Verbot der Straßenpredigt aufgehoben. Die sterbende Mutter des Königs aber wußte der trostlosen Tochter kein besseres Wort vor ihrem Hinscheid zu sagen, als: „Gehe, und suche Gott!“

Auch im übrigen Akem sind seit jenen Tagen die Gemeinden gewachsen und erstarkt. Neue Gotteshäuser sind entstanden, kleine Kapellen mußten größeren Platz machen, und christliche Feste — selbst Missionsfeste — werden in jenem Urwaldgebiet gefeiert. Bei der großen Ausdehnung des Distrikts, dessen zahlreiche Außenstationen bei den zum Teil grundlosen Urwaldpfaden nur unter großen Strapazen regelmäßig besucht werden können, entschoß man sich 1901, die im Jahr 1884 aufgegebene Europäerstation Kyebi wieder mit einem Missionar zu besetzen und so den Distrikt zwischen Begoro und Kyebi zu teilen. Es konnte dies um so eher geschehen, als inzwischen die Gesundheitsverhältnisse in Kyebi durch Niederlegung des nahen Urwalds etwas besser geworden waren.

Eine große sittliche Gefahr drohte im letzten Jahrzehnt der Akem-Mission durch die plötzliche Überflutung mit Goldgräbern. Von diesem Goldfieber wurden natürlich auch die Eingeborenen erfaßt. Jetzt ist indes die Goldgräberei in starkem Rückgang, und so tritt auch der böse geistige Einfluß, den sie verursachte, wieder allmählich zurück. Hingegen nimmt das Land nun einen wirtschaftlichen Aufschwung, den es besonders dem Kakao-Anbau verdankt. Doch hat auch dieser seine sittlichen Gefahren für die Bevölkerung, da der reiche Erwerb die vormals armen Leute in mancherlei Versuchungen stürzt. Um so wichtiger ist es, daß das Christentum sich als rettende und bewahrende Macht im Lande

erweist. In welchem Umfang aber dieses in Akem Eingang gefunden hat zeigt die Tatsache, daß sich heute nicht weniger als 3700 Christen im Lande befinden, während es im Jahr 1874 nur 43 Christen in ganz Akem gab. Neben den leitenden Missionaren in Begoro und Kyebi stehen in der Gemeinde- und Schularbeit, sowie für den Evangelistendienst 41 eingeborene Arbeiter, nämlich 3 Pfarrer, 17 Katechisten und 21 Lehrer im Dienst.

So ist aus der langjährigen Tränensaat in Akem eine reiche Ernte herangereift, und wenn man auch von jenem Urwaldgebiet nicht sagen kann: „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen", so ist doch die Morgenröte des nahenden Tages über Akems Urwälder angebrochen.

9. Neue Aufgaben.

a) Die ärztliche Mission auf der Goldküste.

Etwa acht Stunden von der Küstenstadt Christiansborg landeinwärts liegt auf einem schmalen, freien Bergrücken des Akwapemgebirges die Station Aburi. Eine erfrischende, wohltuende Luft umfächelt den Wanderer, wenn er von der heißen Gã-Ebene das Gebirge hinansteigt und hier zwischen herrlichem Hochwald und Kulturanlagen von Palmen und Bananen dahinwandelnd das 1500 Fuß hoch gelegene Aburi erreicht. Frei und ungehindert schweift das Auge über die vorgelagerten niederen Bergzüge und das weite Küstengebiet bis hin zum Meer, dessen glatte Spiegelfläche am fernen Horizont im Sonnenschein erglänzt. Ringsum taucht der Blick in tiefe Täler, deren Abhänge und Talsohlen von üppigem Hochwald und Pflanzungen bedeckt sind. Aber auch die Kämme der Höhenzüge sind mit dem reichen Kleid der tropischen Flora angetan und spenden kühlenden Schatten.

Dieser herrliche Höhenpunkt bei der Stadt Aburi wurde schon 1857 durch Missionar Dieterle ständig besetzt. Er errichtete 1860 ein solides Missionshaus und sammelte im Lauf von zwei Jahrzehnten eine ansehnliche Gemeinde aus den Heiden, während sein Mitarbeiter

J. Mohr die ökonomischen Geschäfte versah.*) Die verhältnismäßig gesunde Lage der Station lockte aber auch alljährlich eine Reihe kranker und der Erholung bedürftiger Missionsgeschwister auf diese Höhe. Man war aber dabei auf die beschränkten Räume des Missionshauses angewiesen, die, so gastfreundlich sie auch jedermann offen standen, doch bei weitem nicht ausreichten. Darum machte sich schon lange das Bedürfnis nach einem eigentlichen Sanatorium oder Erholungshaus geltend. Und nicht nur das. Auch der Mangel an ärztlicher Hilfe wurde bei dem ungesunden, ja mörderischen Klima der Goldküste je länger je mehr empfunden. Die Missionare auf ihren verschiedenen Stationen waren in ihren häufigen Krankheitsnöten meist auf sich selbst oder auf die Behandlung einzelner mehr oder weniger erfahrener Mitarbeiter angewiesen. Aber die an sich und anderen gesammelte Erfahrung in der Behandlung des Fiebers und sonstiger Krankheitserscheinungen konnte unmöglich einen medizinisch geschulten Arzt ersetzen. Auch die Missionsleitung in der Heimat hatte in Anbetracht der ungünstigen Gesundheitsverhältnisse schon mehrfach den Gedanken erwogen, einen Missionsarzt an die Goldküste auszusenden, wobei dann in zweiter Linie auch dessen Wirksamkeit unter der eingeborenen Bevölkerung in Ausübung kommen sollte. Aber seit Dr. Heinze, der die zweite Sendung von Brüdern im Jahr 1832 begleitete und bald nach seiner Ankunft selbst dem Fieber erlag, ging ein halbes Jahrhundert dahin, ohne daß etwas in der Sache geschah.

Da endlich, im Jahre 1880, nachdem ein hochherziger

*) Miss. J. Ch. Dieterle, mit J. Mohr 1846 nach Afrika ausgesandt, stand bis zum Jahr 1880 im Dienst und lebte seitdem in der Nähe von Basel, wo er am 17. Oktober 1898 im Alter von 82 Jahren heimging. J. Mohr kehrte 1873 von Afrika zurück und starb 1884 in der Heimat. Einer seiner Söhne hat über 30 Jahre lang der Mission auf der Goldküste gedient.

Freund der Mission eine bedeutende Summe für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte, wurden die ersten einleitenden Schritte zur Errichtung einer ärztlichen Mission für Afrika wenigstens insoweit getan, daß man einen der älteren Missionszöglinge Medizin studieren ließ. Inzwischen hatten sich aber die Todesfälle auf der Goldküste so gehäuft, daß ein anderer Freund sich ebenfalls bewogen fühlte, eine größere Summe zum Zweck einer medizinischen Inspektion der afrikanischen Stationen und Erforschung der klimatischen Verhältnisse zu stiften. Diese kam zur Ausführung, indem im Jahr 1882 ein Arzt den visitierenden Inspektor Prätorius nach Afrika begleitete und diesen Auftrag ausführte, wobei man sich allerdings bewußt war, daß auch dadurch den Krankheiten und dem Sterben nicht gewehrt werden könne. Der Arzt hielt sich anderthalb Jahre an den verschiedenen Stationen der Goldküste auf und kehrte dann in die Heimat zurück, um der Missionsgesellschaft seinen Befund und sein Gutachten abzugeben.

Nicht lange darnach, im März 1885, zog der erste Missionsarzt, Dr. Fisch nach Afrika aus und nahm seinen Sitz auf der Sation Aburi, wo er auch bald Gelegenheit hatte, seine ärztliche Tätigkeit unter den Missionsgeschwistern wie unter den Eingeborenen zu entfalten. Zugleich ging derselbe 1886 an den Bau eines weiteren Missionshauses, das außer seiner Wohnung die nötigen Räumlichkeiten für die Erholung suchenden Missionsleute bieten sollte. Dasselbe wurde bis Ende 1887 fertig und bildet seitdem das vielbesuchte Sanatorium der Basler Mission auf der Goldküste. — Inzwischen trat 1887 noch ein weiterer Missionsarzt, Dr. Eckhardt, in die Arbeit ein. Er vertrat zunächst Dr. Fisch, der infolge schwerer Erkrankung vorübergehend nach Europa mußte, und bezog dann nach dessen Rückkehr 1888 die ungesunde, aber stark besetzte Küstenstation Christiansborg.

Beiden Missionsärzten erwuchs bald eine umfassende Aufgabe, die sich in dem Grade noch vergrößerte, als das Vertrauen der Eingeborenen zu ihrer Heilkunst zunahm. Denn daß die medizinische Mission im engen Anschluß an die predigende Missionstätigkeit dem armen Volke auch Heilung seiner mit der sittlichen Verkommenheit zusammenhängenden leiblichen Nöte zu bringen habe, lag gleich von Anfang an in ihrer Aufgabe. Die Ärzte setzten Sprechstunden an und behandelten gegen eine kleine Entschädigung für die verabreichten Medikamente die von nah und fern herbeikommenden Kranken, wobei man auch seelsorgerisch auf dieselben einzuwirken suchte. In Christiansborg gestatteten die vorhandenen Räumlichkeiten sogar die Errichtung einer kleinen Poliklinik, in der manche Kranke die spezielle Pflege Dr. Eckhardts genießen konnten. Bei alledem mußten die beiden Missionsärzte noch ihre eigenen Apotheker sein, da das Land etwas Derartiges noch nicht aufweist.

Einen wesentlichen Teil ihrer Zeit und Arbeitskraft aber nahm von Anfang an der ärztliche Beistand in Anspruch, den sie den europäischen Missionsgeschwistern zu leisten hatten. Die häufigen Erkrankungen derselben riefen sie bald dahin, bald dorthin an deren Krankenlager, leider auch nicht selten an ein Totenbett, wenn der Ruf zu spät kam oder der klimatische Krankheitsfall jeder menschlichen Kunst spottete. Die rasche Erreichung der einzelnen Stationen ist dabei in manchen Fällen nicht nur durch deren große Entfernung, sondern auch durch den Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln, sowie durch die damit verbundenen Reisestrapazen bedeutend erschwert, die dem hilfebringenden Arzt selbst Gesundheit und Leben gefährden. Dem Klima erlag auch leider 1893 der treue, hingebungsvolle Dr. Eckhardt, der zuletzt auf der Station Odumase eine segensreiche Wirksamkeit begonnen hatte. Ihm folgte bald darauf seine ärztliche

Gehilfin Fräulein C. Findh. In seine Lücke trat 1895 Dr. Fr. Hey, der zuerst in Aburi den erholungsbedürftigen Dr. Fisch ablöste und dann im Januar 1897 die Station Odumase bezog, um hier dem Krobovolk und den Missionsarbeitern am Volta als Missionsarzt zu dienen. Mit dem Abzug von Dr. Hey, der nach Kamerun versetzt wurde und dort die medizinische Mission eröffnete, ist dann Odumase von der medizinischen Mission unbesetzt geblieben, während Dr. Vortisch in den Jahren 1903 bis 1905 den in der Heimat weilenden Dr. Fisch in Aburi vertrat. Seitdem ist auch ein kleines Krankenhaus in Aburi erstanden. Bei der in letzter Zeit im Küstengebiete auftretenden Pest wurde der Missionsarzt Dr. Fisch selbst von der englischen Regierung zu deren Bekämpfung herbeigezogen,

Die ärztliche Mission auf der Goldküste hat nun mehr denn zwei Jahrzehnte hinter sich. Sie hat sich während dieser Zeit als segensreich erwiesen und vor allem auch gezeigt, daß sie ein volles Recht hat, unter den verschiedenen Zweigen der Missionstätigkeit im Heidenland ihre besondere Aufgabe zu erfüllen.

b) Nach Westen.

Ein neues Reis im Fanteland.

Im Westen des Basler Missionsgebietes, zwischen dem Anesu und Pra, dehnt sich ein großes Waldgebiet aus, das in seinen zahreichen Ortschaften eine regsame und intelligente Bevölkerung aufweist. Es ist dies das Fanteland, dessen Bewohner wie die von Akwapem und Akem eine Tschi-Mundart reden. Obwohl räumlich nur einige Tagereisen vom Akra-Gebiet entfernt und im Nordwesten an Akem grenzend, lag doch dieses Gebiet der Basler Mission, die bis daher nach Norden und Nordosten vorzudringen suchte, so fern, daß man über jene

Gegenden kaum eine rechte Kenntnis hatte. Als indes die Mission Anfang der 80er Jahre den Drang in sich spürte, sich möglichst auszudehnen, als das Voltagebiet wieder besetzt wurde und die Augen der Missionare von Abetifi und Kyebi aus nach Asante-Akem, ja selbst auf Kumase gerichtet waren, da führten die von Abokobi aus nach Westen unternommenen Predigtreisen nicht nur über den Densu hinüber, sondern auch bis an die Ufer des Ayesu.

Hier war es zunächst die hübsch gelegene und bevölkerte Stadt Kwanyakô, die den Wunsch rege werden ließ, sich in diesem Lande bleibend niederzulassen. Zu gleicher Zeit dehnten die Missionsarbeiter von Akem ebenfalls ihre Predigtreisen bis in die nordwestlichen Ortschaften des Fantegebietes aus und fanden hier ein den Akemern sprachverwandtes Volk. Der Eingang, den man unter denselben fand, führte dann 1883 dazu, daß zunächst das am Ayesu gelegene Kwanyakô mit einem eingeborenen Gehilfen besetzt wurde, worauf in den folgenden Jahren die Besetzung der Ortschaften Nsaba, Akramang, Nyakrom und Asafo folgte. Die hier begonnene Arbeit ließ nicht lange auf Erfolg warten. Ende 1886 zählten jene Plätze bereits eine Schar von mehr als 200 Christen, und die Anfänge zu lebenskräftigen Gemeindlein waren gemacht. Nur eine Schwierigkeit war mit der durch den Missionar auszuübenden Beaufsichtigung und Leitung des Werks verbunden. Die Fantemission besaß keine Hauptstation als Mittelpunkt des Arbeitsfeldes. Sie mußte jahrelang von dem entlegenen Christiansborg aus durch den hiefür bestimmten Missionar H. Bohner geleitet werden. Und auch als später (1889) Missionar W. Rottmann in diese Arbeit eintrat und sich in Denkira niederließ, konnte man lange nicht ins klare kommen, an welchem Ort man die Hauptstation anlegen sollte; denn es mußte nach den Erfahrungen, die

man in Kyebi gemacht hatte, bedenklich erscheinen, einen Europäer in jenen sumpfigen, waldbedeckten Gebieten dauernd zu stationieren. Dazu kam, daß dieselbe möglichst ins Inland hin vorgeschoben werden mußte, seit man sein Augenmerk auch auf das im Nordwesten gelegene Kotoku-Ländchen richtete und hier Eingang fand.

Dieses, in der sumpfigen Niederung des unteren Berem gelegen, hatte für die Basler Mission ein geschichtliches Interesse; denn hier hatten sich die ehemaligen Gyadamer, unter denen in den 50er Jahren der Freimissionar Süß im nördlichen Akem gearbeitet hatte, niedergelassen, nachdem sie 1860 von König Ata beständig beunruhigt, ihre Stadt Gyadam den Feinden preisgegeben. Ihr nunmehriger Wohnsitz zwischen Berem und Pra bildete somit die Brücke, über die man ins eigentliche Asante, dessen Grenzen jenseits des Pra liegen, gelangen konnte. Ein Vorstoß in dieser Richtung bedeutete also zugleich einen Vormarsch auf Kumase.

Von Nsaba aus, wo sich nun W. Rottmann 1891 niederließ, wurde das Evangelium in das Kotoku-Gebiet hineingetragen und zunächst der Ort Mangso besetzt. Zugleich entschloß man sich, Nsaba zur Hauptstation auszubauen und diese zum Mittelpunkt für die Fante-Kotoku-Mission zu machen. Es geschah dies 1893, und das Jahr darauf konnte dieselbe von Missionar Sitzler bezogen werden.

Seitdem hat sich das Werk auf den verschiedenen Außenposten des Fantegebietes sehr erfreulich entwickelt, und besonders im Kotokuländchen, wo anfangs die tyrannische Willkür der Großen und die finstere Herrschaft der habsüchtigen Fetischpriester der Mission entschlossenen Widerstand entgegenstellten, gewinnt das Evangelium mehr und mehr Boden. So konnte der wichtige Ort Soadru, der Hauptsitz des menschenmordenden Fetisches

Katawere schon 1893 besetzt werden und später auch die Hauptstadt des Landes Oda, wo der grimme Christenfeind, König Atafua, im Verein mit seinen Fetischpriestern beharrlich dem Eindringen des Christentums zu wehren suchte. Aber eine politische Niederlage der Bewohner von Oda, die Entlarvung des Oberpriesters als Lügenpropheten, und die Zerstörung des allgemein gefürchteten Katawere im nahen Soadru, sowie der von den Großen des Landes auf das Volk ausgeübte Druck, haben mit dazu beigetragen, unter dem Kotoku-Stamm das Verlangen nach dem Evangelium zu wecken.*)

Inzwischen hat die Station Njaba ihre erfolgreiche Arbeit immer weiter ausgedehnt. In ihrem weitverzweigten Stationsgebiet werden ca. 40 Orte gezählt, wo sich Christen befinden, und bei ihrem jährlichen großen Gemeindezuwachs ist sie, obschon erst 1891 gegründet, mit ihren 2864 Gemeindegliedern und 600 Schülern schon die drittgrößte Station des ganzen Missionsgebietes geworden. Besonders in das vormals so dunkle Kotoku-Land ist in den letzten Jahren viel Licht eingedrungen, und es hat nicht nur ein zahlenmäßiger, sondern auch ein innerer Fortschritt stattgefunden. Und wenn auch die in so kurzer Zeit entstandenen Gemeinden noch in mancher Hinsicht schwach sind, so sind sie doch die ersten Lichtpunkte im dunkeln Waldgebiet des Fantelandes, wo man noch vor zwei Jahrzehnten nichts wußte von dem, der als das Licht der Welt erschienen ist.

*) Vergl. „Am Goldstrand". 25 Pfg. = 30 Cts. Basler Missionsbuchhandlung.

H. Bohner
1864—1890
† 1905.

J. Kopp
1868—1891
† 1904.

Inspektor H. Prätorius
† 1883.

Dr. A. Eckhardt
1887—1893
† 1893.

G. Fritz
1870—1878
† 1907.

Basler Missionare auf der Goldküste III

(mit Angabe ihrer Dienstzeit).

10. Einmarsch in Kumase.

Jahrelang standen die Vorposten der Basler Mission an den Grenzen von Asante und erwarteten mit Spannung den Augenblick, da sich die verschlossenen Pforten seiner Hauptstadt auftun würden. Auf eine Wendung der Dinge in Asante hoffte mit Sehnsucht besonders Missionar Ramseyer in Abetifi, der ehemalige Gefangene von Kumase. Allein man schien vergeblich zu hoffen. Der König wie die Großen des Landes wollten nicht erkennen, was zum Frieden ihrer Völker diente, und waren nur darauf bedacht, den alten Glanz ihres Reiches und den Kriegsruhm der vorigen Tage wiederherzustellen. Seine im unglücklichen Feldzug gegen die Engländer im Jahr 1874 erschütterte Machtstellung wollte Asante mit aller Gewalt wieder befestigen. Nach alter Asante-Politik glaubte man das am besten auf dem Kriegspfad zu erreichen. Niemand ahnte, daß dieser zur Auflösung des Reiches und damit zur Erschließung des Landes für die Mission führen werde.

Nach der Niederlage von 1874 war England noch glimpflich mit Asante verfahren. Im Friedensschluß hatte es ihm nur einige Verträge aufgenötigt, an die sich aber das stolze Asante wenig oder gar nicht kehrte. Ängstlich vermied die britische Kolonialregierung alle kriegerischen Verwicklungen und suchte alle Anstöße auf

diplomatischem Wege zu beseitigen. Nur je und je wagte sie den Finger drohend zu erheben. Diese vorsichtige Zurückhaltung war nicht dazu angetan, den Asanteern zu imponieren. Im Gegenteil, sie ermutigte sie in der Verfolgung ihrer politischen Ziele. Wohin diese gerichtet waren, trat bald nach der Thronbesteigung von König Perempe (1888) an den Tag. Wie die meisten seiner königlichen Vorfahren gedachte er durch neue Kriegstaten seine Herrschaft zu befestigen und durch Unterwerfung der abgefallenen Provinzen das frühere Ansehen und die Macht seines Reiches wiederherzustellen. Er hielt 1893 den Zeitpunkt hiefür gekommen. Die Verträge mit England nicht achtend, sperrte er die Handelswege nach der Küste, fiel über den im Norden von Kumase ansässigen Stamm der Nkoransa her und erklärte, auch andere unter dem britischen Schutz stehende Provinzen wieder unter seine Botmäßigkeit bringen zu wollen. Dieser Kriegsmut mußte notwendig zu einem Zusammenstoß mit der englischen Kolonialregierung führen. Zwar gelobte Asante, als man die Grenzen besetzte, Wohlverhalten und stellte die Raubzüge ein. Aber der Hochmut des Königs verleitete diesen, den Fehdehandschuh aufs neue aufzunehmen. Er weigerte sich 1895 mit dem Statthalter der Goldküste zu unterhandeln und erklärte, nur mit der Königin von England und dem Kolonialamt in London direkt verhandeln zu wollen. Zugleich weigerte er sich, die Handelssperre aufzuheben. Ein Ultimatum, das ihm bis zum 31. Oktober gestellt wurde, ließ er unbeantwortet. Diese trotzige Stellung Asantes nötigte England endlich zu energischen Maßregeln.

Eine Expeditionstruppe marschierte — wie vor 22 Jahren — von Cape Coast aus durch die Urwälder, überschritt den Grenzfluß Pra und stand am 17. Januar 1896 vor den Toren von Kumase. Zu spät erkannte Perempe, daß er zu viel auf seine Karte gesetzt hatte. Er

wagte keinerlei Widerstand, und ohne Schwertstreich zogen die englischen Truppen in der Hauptstadt ein. Damit war das Schicksal Asantes besiegelt. In öffentlicher Versammlung mußte sich der König, umgeben von den Würdenträgern seines zusammenbrechenden Reichs, vor den britischen Offizieren demütigen. Zugleich wurde er seines Thrones verlustig erklärt und zwei Tage später samt seinen nächsten Anverwandten als Gefangener an die Küste abgeführt. Aber auch für das Reich Asante hatte die letzte Stunde geschlagen. Das ganze Ländergebiet wurde unter britische Oberhoheit gestellt, und Kumase, die einstige Beherrscherin zahlreicher Völkerschaften, zur gewöhnlichen Provinzialstadt erklärt, in der ein britischer Resident seinen Sitz aufschlug. Das sonst so festgefügte und weithin gefürchtete Reich Asante war somit aus den Fugen gegangen und gehörte nur noch der Vergangenheit an.

Das war eine unerwartete Wendung, die es mit Kumase und ganz Asante genommen. Dadurch war auch der Mission mit einem Schlag die Tür in dasselbe aufgetan. Ein Extrabote des englischen Statthalters meldete am 25. Januar dem auf der Grenzstation Abetifi in höchster Spannung harrenden Missionar Ramseyer den Stand der Dinge. In einem eigenhändigen Schreiben teilte er ihm mit, daß dem Einzug der Mission in Asante nichts mehr im Wege stehe.

Ungesäumt brach Missionar Ramseyer mit seinem Neffen, Missionar Perregaux, dahin auf und zog nach mehrtägigem Marsch in Kumase ein, wo er vor 25 Jahren als wehrloser Gefangener der Asanteer geweilt hatte. Aber wie so ganz anders fand er jetzt jene Stätten vor! Die Plätze, an denen die Henker vormals ihre Blutarbeit verrichteten, und an denen Tausende von Unglücklichen als Schlachtopfer fielen, die düsteren Fetischhaine, wo ihre Gebeine bleichten und in Haufen aufgeschichtet

lagen, wo die Aasgeier von den hohen Bäumen herab ihre Opfer erspähten — alle diese Plätze des Schreckens und des Modergeruchs waren von den Engländern gesäubert und dem Erdboden gleichgemacht. An ihrer Stelle wurde emsig am Bau einer Zwingfeste gearbeitet. Menschenleer standen die königlichen Hallen und Gehöfte. Öde war's auch in den sonst so belebten großen Versammlungshöfen. Und draußen vor Kumase, wo sich ehedem Bantama, die Totenresidenz der Asanteherrscher, erhob, da ragten nur noch die Ruinen und einzelne Bruchstücke der ehemaligen Totenkammern aus dem Schutt empor. Auch hier hatte man die Spuren der Menschenopfer zu verwischen gesucht.

Hier in der Nähe von Bantama, dicht vor Kumase, wies der Statthalter Sir William Maxwell der Basler Mission ein größeres Grundstück an, auf dem sie ihr künftiges Heim errichten und ihre Arbeitsstätte aufschlagen durfte. Voll Lob und Dank nahm Missionar Ramseyer Besitz von diesem Land und eilte dann auf seine Station Abetifi zurück, um die Vorbereitungen zu seiner Übersiedelung nach Kumase zu treffen. Am 11. Juni 1896 zog er mit seiner Frau, die vor 25 Jahren die Leiden der Gefangenschaft mit ihm geteilt hatte, unter strömendem Regen in Kumase ein. In armseligen Negerhütten fanden sie ein vorläufiges Unterkommen, bis die nötigsten Baulichkeiten errichtet waren. Doch sie achteten das nicht. Durften sie doch jetzt unter so gänzlich veränderten Verhältnissen des Herrn Werk treiben.

Rüstig ging man an die Errichtung der Station. Zugleich wurde mit der eigentlichen Missionsarbeit unter der Bevölkerung begonnen, indem man auf den Straßen von Kumase und in der kleinen provisorischen Bambuskapelle das Wort Gottes verkündigte. Und da das ganze Land der Mission offen stand, so wurden Predigtreisen nach verschiedenen Richtungen unternommen und die

größten Ortschaften Asantes mit der Botschaft des Evangeliums besucht. Selbst am heiligen Bosonotsche-See, der im Südosten von Kumase zwischen waldbedeckten Hügeln eingebettet liegt und dem sich vordem kein Europäer nahen durfte, fand Ramseyer unter der dortigen Fischerbevölkerung freundliches Entgegenkommen. In rascher Folge wurden verschiedene Hauptorte des Landes, wie Kumawu, Mampong, Nsuta, Agona, Asokore u. a. mit eingeborenen Arbeitern besetzt. Und während in Kumase ein stattliches Missionshaus seiner Vollendung entgegenging, konnten auch schon am 12. Dezember 1897 die Erstlinge von Asante in Kumawu, und am Christfest die der Stadt Kumase in den Tod Jesu getauft und somit der Grund zu den ersten Asante-Gemeinden gelegt werden. In Verbindung mit der Missionsarbeit fiel auch den Missionsgeschwistern bald nach ihrer Ankunft in Kumase die Aufgabe zu, einer Schar befreiter Sklavenkinder, die ein englischer Offizier den Händen des berüchtigten Menschenjägers Samory entrissen hatte, ein freundliches Heim zu bieten.

Dem hoffnungsvollen Anfang folgte jedoch schon nach vier Jahren ein verheerender Sturm. Verschiedene Asante-Fürsten erhoben ihre Waffen gegen die britische Kolonialregierung und suchten in einem allgemeinen Aufstande das Joch der Fremden abzuschütteln. Harte Forderungen, die der Statthalter der Goldküste an die zu seiner Begrüßung nach Kumase entbotenen Stammeshäupter stellte, brachten den längst geplanten Aufstand im April 1900 zum Ausbruch. Ein Stamm nach dem andern erhob sich, aufgestachelt durch kriegslustige Hauptleute und wahnwitzige Fetischpriester. Die Wege wurden gesperrt, die Telegraphenlinien zerstört, die Fremden im Lande verjagt oder niedergemacht. Um Kumase herum wurden Barrikaden errichtet und die englischen Truppen mit dem Statthalter in dem kleinen Fort regelrecht be-

lagert. Auch die Missionsgeschwister Ramseyer und Jost, Frau Haasis und Br. Weller mußten am 25. April vor dem Ansturm der Aufständischen hinter den Mauern des Forts Schutz suchen. Da die Versuche, Kumase rechtzeitig zu entsetzen, fehlschlugen und den Belagerten die Lebensmittel ausgingen, blieb den Eingeschlossenen in ihrer verzweifelten Lage kein anderer Ausweg übrig, als sich durch die feindlichen Linien hindurchzuschlagen. Der Durchbruch, dem sich die Missionsgeschwister notgedrungen anschließen mußten, erfolgte am 23. Juni. Das Wagnis gelang, und nach einem anstrengenden Marsch erreichte die Kolonne, zwei Tage lang von den Feinden umschwärmt und mehrmals angegriffen, neutrales Gebiet. In langsamen, mühevollen Tagemärschen setzten die vom Hunger geschwächten Missionsgeschwister ihre Reise nach der Küste fort, die sie am 17. Juli glücklich erreichten. Br. Weller jedoch erlag unterwegs am 3. Juli den Leiden der Belagerung und der Flucht.*)

Die schöne, neue Station in Kumase fiel dem Aufstand zum Opfer, indem sie von den Asanteern geplündert und niedergebrannt wurde. Die Christen und eingeborenen Missionsarbeiter waren schon vorher verjagt worden. Einer der Katechisten fiel unter den Messern der Asanteer, die andern entrannen nur mit knapper Not dem drohenden Tode. Die Mission in Asante war mit einem Schlage vernichtet. Zu alledem waren die von der Mission besetzten Grenzgebiete eine Zeitlang von den Aufständischen bedroht. Erst im Herbst des Jahres 1900 wurde der Aufstand von den Engländern niedergeschlagen und damit die politische Bedeutung von Asante für immer zu Grabe getragen.

Sobald Friede und Ruhe in Asante hergestellt war,

*) Näheres über jene Vorgänge während des Asante-Aufstandes und der Belagerung findet sich in: „Schreckenstage in Kumase". 60 Pfg. Basler Missionsbuchhandlung.

kehrte auch Missionar Ramseyer mit seiner Frau am 15. Februar 1902 wieder nach Kumase zurück, um aufs neue mit dem Missionswerk daselbst zu beginnen. Aber nur Trümmer und rauchgeschwärzte Mauern waren es, die ihm von der ehemaligen Missionsniederlassung entgegenstarrten. Da galt es, das Zerstörte wieder aufzubauen und dem Missionswerk eine neue Heimstätte zu bereiten. Nach Jahresfrist erhob sich ein stattliches Missionshaus und eine schmucke Kapelle auf den Trümmern der Verwüstung. Auch die verlassenen Missionsposten wurden wieder besetzt, und das Evangelium konnte im ganzen Lande frei und unverboten verkündigt werden.

Inzwischen war auch eine neue Zeit in Kumase eingezogen. Die englische Kolonialregierung schuf die alte Hauptstadt zum militärischen Stützpunkt ihrer Herrschaft in Asante. Mit der Eisenbahn, die nun die Stadt mit der fernen Küste verband, zog auch ein reger Handelsverkehr in Kumase ein, das sich in wenigen Jahren zur modernen Handelsstadt entwickelte. Dadurch entstand ein ganz neues Stadtbild, das mit seinen modernen Bauten, Kaufläden, Regierungsgebäuden und Truppen das alte Kumase nicht mehr wiedererkennen läßt.

Nach der Fertigstellung der Missionsstation kehrte dann Missionar Ramseyer mit seiner leidenden Frau 1904 nach Europa zurück, begab sich aber nach deren Heimgang (9. April 1906) noch einmal nach Asante, um hier die ihm ans Herz gewachsene Arbeit fortzusetzen. Da die neueste Entwicklung von Kumase eine Verlegung der Missionsstation erforderte, so gab es aufs neue Bauten auszuführen, die nun ihrem Abschluß entgegengehen; schon erhebt sich eine stattliche Kirche in dem neuen Kumase. Außer diesem sind zurzeit 13 Ortschaften in Asante von der Basler Mission besetzt, die zusammen 365 Gemeindeglieder und 252 Schüler aufweisen.

So ist nach langem, geduldigem Harren und nach

mancherlei Stürmen endlich die Basler Mission in die Asante-Länder geführt worden und hat in dem vormals blutgetränkten Kumase ihr Panier aufrichten dürfen. Gott selbst hat ihr die Wege dahin auf wunderbare Weise gebahnt und ihr die Türen des so lange verschlossenen Landes aufgetan. Er wolle auch das Werk seiner Knechte daselbst fördern und gedeihen lassen zum Heile der dortigen Völker!

Es ist dies zugleich das jüngste Reis, das die Basler Mission auf der Goldküste hat pflanzen dürfen. Möge ihr Gott der Herr immerdar neue Lebenskräfte darreichen, damit sie trotz der Zahl ihrer Jahre nicht veralte und mitten im Lande des Todes neues Leben zu schaffen vermöge!

11. Rückblick.

Wir haben im Bisherigen nur die Umrisse der geschichtlichen Entwicklung der Basler Mission auf der Goldküste zu zeichnen versucht; eine eingehendere Schilderung derselben lag nicht in unserer Absicht, so sehr auch der überreiche Stoff dazu lockte. Es wäre in der Tat eine dankbare Aufgabe gewesen, dieses Gotteswerk im einzeln durch alle seine Perioden zu verfolgen, die Arbeit einzelner hervorragender Persönlichkeiten und ihre Missionslaufbahn im Rahmen des Geschichtsbildes hervortreten zu lassen, Leid und Freud, Fortschritt und Rückschritt zu schildern und das göttliche Walten, wie das menschliche Irren an Beispielen klarzulegen — aber es genüge dem Leser der dürftige Schattenriß. Er läßt auch als solcher genugsam erkennen, daß Gottes gütige Hand das Werk hat entstehen lassen, daß seine Geduld und Langmut es getragen und gefördert hat trotz aller menschlichen Schwachheit und Verschuldung, ja daß er die Basler Mission dazu benützt hat, seine Gedanken der Liebe und des Friedens an den Völkern der Goldküste ausführen zu helfen.

Über achtzig Jahre sind verflossen, seit der Fuß der ersten Basler Missionare den Boden der Goldküste betrat, und mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit man die eine Zeitlang unterbrochene Arbeit von neuem

aufnahm und den abgerissenen Faden der Mission wieder anknüpfte. Seit jenen Tagen haben sich die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse vielfach anders gestaltet und auch das religiöse Leben des Volkes hat zum Teil eine Wandlung erfahren, indem durch die langjährige Wirksamkeit der Mission das lebenskräftige Reis des Christentums in den heidnischen Boden des Volkstums gepflanzt worden ist.

Die Basler Mission fand bei ihrem ersten Eintritt in die Arbeit (1828) die Gebiete der Goldküste unter der Oberhoheit von drei verschiedenen europäischen Handelsstaaten. Engländer, Holländer und Dänen hatten sich längs dem Gestade häuslich niedergelassen, aber ihr Einfluß erstreckte sich nicht über die Küstenlinie hinaus. Die Verwaltung beschränkte sich lediglich auf den Schutz ihrer Handelsinteressen und die betreffenden Handelsstaaten zahlten sogar den eingeborenen Häuptlingen jährliche Abgaben in Form von Geschenken. Mit der Zeit zogen sich indes die Dänen (1850) und Holländer (1871) von der Goldküste zurück und traten ihre Besitzungen an die Engländer ab. Jedoch auch diese übten bis Ende 1874 nur eine Schutzherrschaft aus, ohne die Grenzen des Hinterlandes näher zu bestimmen. Den Landesfürsten und ihren Unterhäuptlingen war somit im Inland mehr oder weniger freie Hand zu Willkür und Tyrannei gelassen, und es regte sich kaum eine richterliche Gewalt zur Unterdrückung der grausamen Bräuche und rohen Sitten. Es wurden weder Wege gebahnt noch Straßen angelegt; man errichtete weder Schulen noch Werkstätten; man erhob nur den Zoll von den eingeführten Waren.

Die gesellschaftlichen Zustände blieben somit trotz des europäischen Einflusses an der Küste dieselben wie sie von alters her gewesen waren. Die Volksstämme, in ein mehr als tausendjähriges rohes Heidentum verstrickt und durch Sklaverei und Vielweiberei zerrüttet, konnten

bei ihren beständig wiederkehrenden bürgerlichen Zwistigkeiten und blutigen Stammesfehden nie recht zur Ruhe kommen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse lagen gänzlich darnieder, da durch die Sklaverei jede redliche Arbeit verachtet war, und was an Landesprodukten in den Handel gebracht wurde, war zumeist nur der Ertrag von Sklavendienst und Raubbau. Die Hinterländer aber waren hermetisch verschlossen durch die Herrschaft von Asante, dessen Machtgebiet bis über den Volta hinüberreichte.

So war denn in den ersten Dezennien ihres Wirkens die Mission der einzige Kulturfaktor auf der Goldküste, und soweit sich heute eine Wandlung in den Verhältnissen des Landes vollzogen hat, ist ihr mit Recht ein wesentlicher Teil davon zuzuschreiben. Nicht allein, daß sie durch die Predigt des Evangeliums und durch ihr Schul- und Erziehungswesen auf die Bevölkerung eingewirkt hat, sie ist auch auf dem gewerblichen Gebiet dem kulturarmen Volke eine Lehrmeisterin gewesen. Die Mission hat dem Volk aber nicht nur geistige Güter vermittelt — zwei der Landessprachen bearbeitet und außer der Bibelübersetzung eine umfangreiche Literatur geschaffen — sie hat auch von Anfang an gegen Sklaverei und Pfandwesen, gegen Arbeitsscheu und heidnische Unsitten angekämpft, die ersten Straßen gebaut, Land- und Volkstum erforscht und bisher unbekannte Gebiete erschlossen.

Durch diese Bestrebungen, wie sie die vielseitige Tätigkeit der Mission ergab, hat dieselbe auf ganze Völkerstämme einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt, noch ehe die britische Kolonialmacht eine regelrechte Verwaltung einführte, sichere Zustände schuf und die heutigen Verhältnissen ordnete. Erst von Ende 1874 an — nach der Niederwerfung der Asanteer (1873/74) — nahm sich England seines bisherigen Schutzgebietes ernstlich an.

Die Goldküste wurde im November 1874 zur Kolonie der britischen Krone erklärt; sie erhielt ihren eigenen Statthalter, dessen Sitz nach Christiansborg-Akra verlegt wurde, während ehemals die Administration der Küste dem General-Gouverneur in Sierra Leone unterstellt war. Die Kolonie wurde in Distrikte eingeteilt, die sich landeinwärts bis an die Grenzen von Asante und über den Volta hinüber erstreckten; Beamte mit richterlichen Befugnissen wurden eingesetzt, Wege gebahnt, Telephon- und Telegraphenleitungen angelegt, Posteinrichtungen getroffen und eine Kolonialtruppe aufgestellt. Mit der Zeit erschien außer einem Ehegesetz auch ein Schulgesetz, wonach die Kolonialregierung nicht nur einige Schulen errichtete, sondern auch die schon bestehenden Missionsschulen je nach deren Leistungen mit jährlichen Beiträgen aus den Einkünften der Kolonie unterstützte. So dankbar die Mission bei ihrem ausgedehnten Schulwesen für diese jährliche Unterstützung ist, so hat die Unterstellung ihrer Schulen und Lehrer unter das englische Schulgesetz doch auch ihre mißliche Seite; denn durch die sich steigernden Anforderungen desselben, die vor allem die englische Sprache betonen und die Landessprache sowie jeden religiösen Unterricht außer acht lassen, läuft das Missionsschulwesen Gefahr, daß ihr das Ziel der religiösen Volksbildung wenn auch nicht unmöglich gemacht, so doch sehr erschwert und geschmälert wird. Daß die englischen Schulparagraphen auch manches Unwesentliche für das Examen fordern und die Lehrer in eine abhängige Stellung zur englischen Regierung bringen, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Verschiedene Zusammenstöße mit den kriegerischen Asante führten 1896 zur Zertrümmerung dieses Reiches und zu dessen Einverleibung in die Kolonie. Dadurch wurde der Kolonialbesitz gegen das Innere zu bedeutend vergrößert und die Grenzpfähle um mehrere Breitegrade

weiter gesteckt. Die alte Reichshauptstadt von Asante aber wurde zu einem militärischen Stützpunkt der britischen Kolonialmacht geschaffen und ist seitdem in überraschend kurzer Zeit zu einem bedeutenden Mittelpunkt des Binnenhandels emporgeblüht.

Die Neuzeit hat überhaupt die Entwicklung der Goldküste auf allen Gebieten außerordentlich gefördert. Durch ein ausgedehntes Netz von Straßen ist der Verkehr wesentlich erleichtert; durch die im Jahre 1903 eröffnete Eisenbahn von Sekondi nach Kumase ist eine wichtige Verbindungslinie zwischen der westlichen Küste und dem Innern hergestellt. Zum Bau einer zweiten Bahnlinie von der östlichen Küste ins Akem-Gebiet ist im Januar 1909 der erste Spatenstich geschehen. Durch ein Kabel ist die Kolonie mit London über Sierra Leone, mit der Kapstadt über Loanda verbunden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind durch Bergbau (Goldminen in Asante), durch Gewinnung von Palmöl, Palmkernen und Kautschuk, sowie durch ausgedehnten Anbau von Kakao, Kaffee und andern Landesprodukten in einer so umfangreichen Weise gehoben worden, wie sie die Goldküste nie zuvor erlebt hat. Demzufolge ist auch der Handel beträchtlich in die Höhe gegangen und es belief sich die Ausfuhr im Jahre 1908 auf einen Wert von fast 53 Mill. Mark, die Einfuhr auf mehr als 47 Millionen Mark. Die Kolonie weist deshalb auch alljährlich einen bedeutenden Überschuß ihrer Einnahmen auf, trotz der kostspieligen Feldzüge gegen Asante und ungeachtet der hohen Gehälter, die sie ihren Beamten zahlt. Zwei englische und eine deutsche Dampferlinie unterhalten den regelmäßigen Verkehr zwischen Europa und der Küste. Der ehemalige Sklavenhandel und die spätere Anfuhr von Schnapsschiffen, die fast den ausschließlichen Handel betrieben, ist auch hier einem bedeutenden Welthandel gewichen. Freilich bildet auch heute

noch die Einfuhr von Branntwein einen leider unverhältnismäßig großen Teil des Imports, doch sucht die Kolonialregierung den Umsatz des Schnapses durch möglichst hohe Zölle einzudämmen.

Von dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung des Landes sind natürlich dessen Bewohner nicht unberührt geblieben. Die persönliche Sicherheit der eingesessenen Volksstämme, die Aufhebung der Sklaverei (seit November 1874), die Rechtspflege der Kolonialverwaltung, der nähere Zusammenschluß der einzelnen Stämme und Volksklassen im Gegensatz zu der früheren nationalen Abschließung, die größere Wertschätzung der Arbeit, die neu erschlossenen Absatzgebiete und Verwertung der Produkte, der Umlauf von barem Geld und der steigende Wert des Landbesitzes und seines wirtschaftlichen Ertrags — das alles hat dazu beigetragen, den heutigen Bewohner der Goldküste im allgemeinen auf die Anfangsstufen einer kulturellen Entwicklung überzuleiten, die ihm früher fremd war. Der Neger kennt heutzutage Lebenszwecke und Daseinsforderungen. Er beschränkt sich nicht mehr auf müßigen Schacher und gelegentliche Jagd; er betreibt auch Ackerbau und Gewerbe; die Wälder werden gelichtet und bessere Wohnungen werden gebaut; selbst für ein behagliches Dasein und für die Ausschmückung des Lebens hat sich unter dem Einfluß der besseren Verhältnisse sein Sinn bis zu einem gewissen Grade entwickelt; darbende Armut ist sozusagen unbekannt. Es haben sich gesellschaftliche Stände gebildet, die zum Teil respektable Persönlichkeiten aufweisen. Missions- und Regierungsschulen haben vielen eine Bildung ermöglicht, die sie zu geachteten und einflußreichen Stellungen im Regierungs-, Kaufmanns- und Missionsdienst befähigen.

Dieser kulturelle Aufschwung, den die äußeren Verhältnisse der Goldküste in den letzten Jahrzehnten unter

einer wohlwollenden Kolonialregierung genommen haben, zeigt freilich auch eine Kehrseite, deren Gepräge zugleich düstere Partien des Volkslebens aufweist. Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, wie die Goldgräberei (die zum Glück in einzelnen Gebieten sehr zurück gegangen ist), die lohnende Kakaokultur, die Landspekulation und der überreiche Verdienst haben auch den materiellen Sinn gesteigert und zum Schaden vieler entwickelt. Der Fortschritt ist vielerorts ein zu rascher Übergang aus dem Alten ins Neue gewesen, dem der haltlose, ungefestigte Charakter des Negers nicht gewachsen ist. All das Neue ist wie eine Sturmflut auf ihn hereingebraust und ihre Wogen haben da und dort die schwachen Dämme durchbrochen. Vielfach regt sich auch das Nationalbewußtsein und der Rassenstolz, der durch die im Lande erscheinenden Zeitungen gepflegt und durch Hetzereien gegen die Weißen künstlich genährt wird. Dieser Äthiopismus hätte einen Sinn, wenn er auf die sittliche und kulturelle Hebung der Negerrasse dringen würde und nicht statt dessen eine lächerliche Überhebung im Auge hätte. Aber die modern gesinnten Vertreter der äthiopischen Richtung verkennen die vielfachen Wohltaten, die das Volk der Mission und der englischen Regierung verdankt, und verkünden ihr Evangelium: „Afrika den Afrikanern!“ ohne daran zu denken, daß das heutige Afrika nur mit Hilfe des erziehenden weißen Elements, sofern dieses das Wohl des Landes im Auge hat, aufwärts zu steigen vermag.

Einen weiteren unheilvollen Einfluß übt vor allem der Schnaps aus, der sich als ein Strom des Verderbens ins Land ergießt, und mit Recht schreibt ein Missionar angesichts dieser traurigen Tatsache: „Auf so viele lebensfrohe Menschen in Afrika drückt der Schnaps den Stempel des Todes.“ Um so mehr ist es anzuerkennen, daß neben der Mission, die gegen die sittliche Verderbnis des Volkes

mit aller Macht ankämpft, eine christliche Kolonialregierung steht, die an ihrem Teil so viel als möglich den zerstörenden Mächten des Volkstums zu steuern sucht und sich dessen bewußt ist, was auch der deutsche Staatssekretär Dernburg mit Bezug auf die Eingeborenenfrage in den deutschen Kolonien mit Nachdruck ausgesprochen hat: „Hat man früher mit Zerstörungsmitteln kolonisiert, so kann und muß man heute mit Erhaltungsmitteln kolonisieren, und dazu gehört ebenso der Beamte wie der Kaufmann, der Arzt wie der Missionar, die Eisenbahn wie die Maschine. Der Eingeborene aber ist der wichtigste Gegenstand in der Kolonie."

Welches ist nun aber das Ergebnis der Basler Mission und ihr heutiger Stand auf der Goldküste?

Wir führen zunächst einige Zahlen an. Ihre Arbeit erstreckt sich zurzeit auf sieben verschiedene Missionsfelder, deren 11 Hauptstationen mit ihren 183 Filialen und Außenstationen am 1. Januar 1909 kirchlich organisierte Gemeinden von zusammen 22498 Christen zählten. Hievon waren über 10000 abendmahlsberechtigte Kirchenglieder. Die zahlreichen Missionsschulen und -Anstalten wurden von nahezu 6700 Schülern beiderlei Geschlechts besucht. Den europäischen Missionsarbeitern standen 259 eingeborene Gehilfen, darunter 20 einheimische Geistliche zur Seite. (Zur Veranschaulichung der zahlenmäßigen Entwicklung in den letzten 8 Jahrzehnten sei auf die Tabelle am Schluß verwiesen). Jene 22498 Christen der Basler Mission repräsentieren etwa ein Sechstel der gesamten Bevölkerung, und es zeigen diese Zahlen, daß das Heidentum im Niedergang begriffen ist. Man hat deshalb mit Recht schon darauf hingewiesen, daß die Goldküste als christianisiert betrachtet werden könnte, wenn man den Maßstab der römischen Kirche im Mittelalter anlegt; und das um so mehr, wenn man noch die zirka

Eben-Ezer-Kirche in Kumase.

13 000 Christen der englisch-wesleyanischen Mission dazurechnet.

Viel bedeutender aber als der ziffernmäßige Ertrag der Mission sind ihre Ergebnisse hinsichtlich dessen, was sie durch die sittlich-religiöse Hebung großer Volkskreise, durch Organisation lebenskräftiger christlicher Gemeinden, durch ein ausgedehntes Schul- und Erziehungswesen, durch die Beschaffung einer verhältnismäßig umfangreichen Literatur in zwei Landessprachen — mit einem Wort: durch die Pflanzung der Kirche Christi auf der Goldküste tun durfte. Und daß diese Pfanzung ein Gewächs ist, das im Boden des Volkes wurzelt, davon zeugt die Tatsache, daß viele dieser Gemeinden innerlich und äußerlich schon so gefestigt sind, daß dieselben nicht allein christliche Persönlichkeiten aufweisen, die über ihre Volksgenossen hervorragen, sondern auch ökonomisch nahe daran sind, von der Mission unabhängig zu werden. Sie bringen die Mittel für ihre Prediger und Lehrer größtenteils selber auf und bauen ihre Kapellen und Schulhäuser wenn immer möglich selbst. Das Dasein solcher Gemeinden mit ihren Kirchenvorstehern und dem festen Gefüge kirchlicher und bürgerlicher Ordnungen übt selbst auf die heidnischen Gemeindewesen zum Teil einen bestimmenden Einfluß aus, so daß das noch herrschende Heidentum nicht nur als Religion, sondern auch in seinen sozialen Einrichtungen und Institutionen Einbuße erleidet. Denn nicht nur zerfallen äußerlich und innerlich ganze heidnische Dörfer und Städte durch die in ihrer Nähe liegenden christlichen Ansiedelungen, es treten auch Jahr für Jahr Fetischpriester als die geistigen Führer des Volks zum Christentum über und tragen dadurch zur Erschütterung des Heidentums bei; ja es wagen neuerdings selbst einzelne Häuptlinge, deren Amtswürde bis jetzt als unlöslich verknüpft mit dem Fetischdienst angesehen wurde, die alte heidnische Volkssitte zu durchbrechen und

Christ zu werden. Es ist dies ein bemerkenswertes Symptom, das den allmählichen Niedergang des Heidentums charakterisiert. Welch andere Stellung die Heiden überhaupt heute den christlichen Gemeinden gegenüber einnehmen, davon zeugen auch die gelegentlichen Beiträge von Heiden zur Errichtung von Schulen und Lehrerwohnungen, von Geldspenden an Missionsfesten und Jubiläen. So ist auch das Streben nach Schulbildung jetzt ein fast allgemeines durch das ganze Land hin und beschränkt sich nicht mehr auf die aufgeklärtere Küstenbevölkerung. Und auch nach außen hin ist das aufsteigende Gestirn des Christentums im Lande erkenntlich, indem sich da und dort stattliche Kirchen mit Türmen erheben, die der Stolz der betreffenden Kirchengemeinden sind, während noch vor 25 Jahren meist recht unansehnliche Kapellen den kirchlichen Mittelpunkt der Christengemeinden bildeten.

Über die Gemeinden selbst läßt sich kaum ein einheitliches Bild zeichnen; denn Licht und Schatten wechseln hier vielfach ab. Aber ein charakteristisches Merkmal ist es, daß auf den Gebieten des Inlands die Fortschritte am größten sind und hier der Zuwachs durch Heidentaufen zum Teil recht beträchtlich ist. Sehr erfreulich sind unter anderem die Anzeichen eines Gemeindesinns und des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit der Christengemeinden, das sich in gegenseitiger Unterstützung bei Kirchenbauten oder großen Reparaturen äußert und die früheren nationalen Schranken vergessen läßt. Überhaupt sind bei den günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, deren sich die Goldküste zurzeit erfreut, die finanziellen Leistungen der Christen für Kirche und Schule im ganzen recht bedeutend, und was die Gemeinden bei Missionsfesten an Beisteuern aufbringen, darf selbst den Missionsgemeinden der Heimat als Muster vorgehalten werden. So brachten z. B. die Gemeinden im Jahr 1907 nicht

weniger als 23 573 Franken an Missionsfestopfer und Beiträgen, und 49 794 Franken an Kirchensteuer auf, zusammen also eine Summe von rund 73 367 Franken. — Auch an Gebetseifer und kindlichem Gottvertrauen, das sich an die Verheißungen des göttlichen Wortes hält, an Überwindungskräften der Todesfurcht und freudigem Sterben im sieghaften Glauben an die Gnade Gottes in Christo Jesu fehlt es nicht. Vielfach sind die anwachsenden Gemeinden der Brennpunkt, von dem aus die Strahlen des Lichts das umnachtete Heidentum allmählich durchdringen und wodurch den Gemeinden neue Mitglieder zugeführt werden.

Demgegenüber weisen die Gemeinden freilich auch recht dunkle Seiten auf, und es ist ein beständiges Ringen zwischen Licht und Finsternis, das sich hier auf christlichem Boden vollzieht. Davon zeugen alljährlich die zahlreichen Ausschlüsse von Gemeindegliedern, die zwar nicht vom christlichen Glauben abgefallen sind, aber den sittlichen Forderungen des Christentums nicht nachzukommen vermögen und darum von der Abendmahlsgemeinschaft oder gar aus dem Verband des Gemeindelebens ausgeschlossen werden müssen. Zwar werden von solchen ausgeschlossenen Christen mit der Zeit auch wieder welche als Reumütige aufgenommen, aber ihre Zahl deckt doch bei weitem nicht den Ausfall. Diese Ausgeschlossenen, denen meist die Fleischeslust — die Sünde Afrikas — zum Fallstrick geworden ist, sind nicht nur ein trauriges Zeugnis von der sittlichen Schwachheit der aus dem heidnischen Sumpf herausgeretteten Christen, sie sind auch ein offener Schade für die Gemeinden, indem sie hier ein weltförmiges und zuchtloses Wesen verbreiten. Daß es auch mit der christlichen Kinderzucht oft recht schwach bestellt ist, darf bei Christen, die ein heidnisches Vorleben hinter sich haben und selbst noch der Erziehung bedürfen, nicht befremden.

Zu diesen bösen Einflüssen kommen dann auch noch in unserer Zeit des Verkehrs gewisse europäische Strömungen, die wundersame Verbindungen mit dem Heidentum eingehen und wodurch von außen her den Gemeinden manche Gefahr droht: Logenwesen, Festlichkeiten als Nachäffungen der christlichen Feste, nationale Bestrebungen mit Verteidigung und Empfehlung der Polygamie. Auch Vertreter des gebildeten Heidentums, die zum Teil ihre Vorbildung in Europa oder an verschiedenen Küstenplätzen geholt und sich hier in den trübsten Gewässern bewegt haben, üben durch ihren zuchtlosen Wandel und selbstbewußtes Auftreten einen unheilvollen Einfluß aus und drohen, ein neues Heidentum unter der glänzenden Maske einer äußerlichen Kultur in das christliche Gemeindeleben hineinzutragen.

Zu alledem fehlt's auch nicht an Anstrengungen des Heidentums, sich dem natürlichen Menschen zu empfehlen und die verlorene Position, die sich nicht mehr in offenem Kampf erringen läßt, wieder zu gewinnen. So werden da und dort im Lande obszöne Tänze mit wilden Gelagen eingeführt, die unter Heiden und Christen großen Schaden anrichten und das leicht verführbare Volk in ihren Taumel mit fortreißen. Oder es gelingt einem Irrgeist, einen neuen Kultus einzuführen, der eine Neubelebung des Heidentums bezweckt. Ein solcher war der in den letzten Jahren von Asante her eingedrungene Aberewa-Kult, der um so verführerischer wirkte, als er manche aus dem Christentum entstammende Wahrheitselemente in sich aufgenommen hatte und deshalb selbst bei Christen und Taufbewerbern Eingang fand. Zum Glück hat die Kolonialregierung diesem Kultus, der seine Anhänger zu einer festen Verbindung zusammenschloß und dem Neger das Christentum ersetzen sollte, in neuerer Zeit aufgehoben, da derselbe zugleich eine Wiederbelebung der alten Greuel und Bluttaten in Asante bedeutete.

Drohte vor Jahren das Goldfieber zu einer Gefahr für die christlichen Gemeinden zu werden, so ist es zurzeit noch mehr der Fall mit dem allgemeinen Kakaofieber, dem zwar das Land seinen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt, das aber auch recht bedenkliche Verhältnisse im Gemeindeleben hervorruft. Diese fieberhafte Richtung auf Gelderwerb lockert nicht nur die Gemeindeordnung, sie stumpft auch Christen und Heiden gegen alle höheren Einwirkungen ab. Der Kakaobau hält die Leute auf ihren Pflanzungen fest und beeinträchtigt den regelmäßigen Kirchen- und Schulbesuch. Durch das viele Geld, das der Kakao dem Neger in den Schoß wirft, wird die Trunksucht und die Schwelgerei, wie überhaupt der irdische Sinn in erschreckender Weise unter der Bevölkerung gefördert. Selbst eingeborene Missionsgehilfen unterliegen der Versuchung, ihrem Beruf untreu zu werden und der „Göttin Kakao" zu dienen.

Einen energischen Kampf gibt es ferner gegen die Trunksucht zu führen, der man neuerdings durch Blaukreuz-Vereine entgegenzuwirken sucht. Es sind solche auf vielen Stationen entstanden, und es ist zu hoffen, daß dadurch dem zunehmenden Übel der Trunksucht einigermaßen gewehrt werden kann.

Zu all diesen Schwierigkeiten und Hemmnissen ist noch der Einfluß des Islam zu rechnen, der, wie in ganz Mittel- und Westafrika, so auch auf der Goldküste seit Jahren immer weiter um sich greift, je mehr die Hinterländer des Sudan dem freien Verkehr offen stehen. Es ist dies eine Erscheinung, deren Bedeutung man für die Zukunft der westafrikanischen Negerstämme nicht unterschätzen darf; denn durch seine sittliche Laxheit und mit seiner Duldung der Vielweiberei empfiehlt sich der Islam nur allzusehr dem Negervolk und besonders dessen Häuptlingen. Seine Repräsentanten sind die wandernden Hausahändler, die allenthalben im Lande ihre

Etappenstationen anlegen und zugleich mit dem Handel ihre religiöse Propaganda treiben. Sie nisten sich in immer größerer Anzahl an Verkehrszentren ein und beuten die Eingeborenen aus, indem sie dem vom Geisterdienst geknechteten Volk Amulette und Zaubermittel verkaufen. Damit geht Hand in Hand die Verbreitung des Islam durch Vorlesen des Koran und durch Errichtung von Bethäusern und Schulen, welch letztere noch von der Regierung auf Grund ihres religionslosen Schulgesetzes unterstützt werden. Die Steigerung des Handelsverkehrs und der wirtschaftliche Aufschwung des Landes lockt die Mohammedaner in immer weitere Gebiete und läßt sie an vielen Orten einen solchen Einfluß gewinnen, daß sie daselbst den Ton angeben und zu einer Macht werden.

Man ersieht hieraus, daß der Kampf der Mission mit dem noch bestehenden Heidentum und den antichristlichen Strömungen auf der Goldküste kein geringer ist. Gleichwohl darf nach den Fortschritten der letzten Jahrzehnte die Basler Mission nicht bloß als gesichert, sondern auch als fruchtbar und gesegnet bezeichnet werden. Die vielen Opfer an Gut und Leben, die das Todesland gefordert hat und die um des Evangeliums willen für dieses Missionsgebiet gebracht worden sind, werden jetzt durch reiche Ernten aufgewogen. Trotz mancher Mängel und Schäden, die sich auch innerhalb der christlichen Gemeinden noch in sittlicher Hinsicht infolge der heidnischen Überlieferung, Gewohnheit und Umgebung da und dort zeigen, ist doch durch die langjährige Arbeit der Basler Mission ein fester und zukunftsreicher Grund gelegt, der selbst durch alle entgegenwirkenden feindlichen Mächte nicht erschüttert werden kann.

* * *

Aus kleinen, unscheinbaren Anfängen ist die Basler Mission auf der Goldküste in die Breite und Tiefe gewachsen, und was ihre ersten Arbeiter im Glauben be-

gonnen, erschafft und erbetet haben, das hat im Laufe der Jahrzehnte sichtbare Gestalt gewonnen. Die Kirche Christi, zu deren Bau die ersten Steine vor fünfzig und mehr Jahren auf den Höhen von Akwapem gelegt wurden, ist nun tatsächlich auf der Goldküste ins Dasein getreten. Die Aussaat hat ihre Frucht getragen, und was sie an Opfern gekostet, ist nicht ins Bodenlose gefallen. Die Christianisierung der Goldküste ist soweit vorgeschritten, daß die Tage des alten Heidentums gezählt zu sein scheinen. Freilich, der heidnische Geist ist damit noch nicht überwunden, und das Heidentum sucht in neuer Form den Kampf noch einmal aufzunehmen. Auch das sittlich-religiöse Leben der christlichen Gemeinden bedarf noch sehr der Erneuerung und Vertiefung; aber es tritt uns doch allenthalben die Tatsache entgegen, daß das Evangelium Jesu Christi unter den Völkern der Goldküste eine Macht geworden ist, die Altes hat vergehen und Neues entstehen lassen. Im Blick aber auf das, was Gott die Basler Mission durch ihren Dienst auf der Goldküste hat ausrichten lassen, können wir nicht anders, als in das Wort des Psalmisten einstimmen:

Nicht uns, Herr, nicht uns,
sondern Deinem Namen gib Ehre!

Die Basler Mission auf der Goldküste von 1828—1908.

(Nach der Tabelle von Prof. D. W. Bornemann.)

Vorbemerkungen: Die Goldküste, seit 1471 von den Portugiesen besucht, kam nach 1600 in den Besitz der Holländer, Engländer und Dänen, die aber nur am Küstenstrich Einfluß hatten. Im Innern mannigfache Stämme und Reiche, besonders mächtig die Reiche von Asante und Dahome.

Sprachlich unterscheidet man das Gebiet des Gä (dazu gehören z. B. die Stämme Akra, Krobo, Adangme) und des Tschi (hierzu z. B. die Stämme Akwapem, Akem, Okwawu, Asante, Agona). Christaller und Zimmermann.

Charakteristisch für das Heidentum der Goldküste sind: Fetischdienst, Sklavenhandel, Menschenschlächtereien, Vielweiberei, Beschneidung, Putzsucht, Kriegs- und Wanderlust.

1826 erlaubte die dänische Regierung die Mission der Basler an der Goldküste, wo im 18. Jahrhundert die Brüdergemeine vorübergehend, aber erfolglos missioniert hatte. 1736—1770.

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.

1. Periode 1828—1839.

Vom Beginn der Mission bis zur Rückkehr von Andreas Riis.

1828.	Die vier ersten Missionare treffen in Christiansborg ein u. wirken unter Dänen, Mulatten und Negern, sterben aber bald, ebenso die drei folgenden, mit Ausnahme von Andreas Riis.	
1835.		Riis verlegt seine Wirksamkeit von der Küste nach Akropong.
1840.	Andreas Riis kehrt nach einer vergeblichen Forschungsreise in Asante und nach dem Sterben mehrerer nachgesandter Missionare nach Europa zurück.	

2. Periode 1843—1869.

Von der Übersiedelung westindischer Neger bis zum Ashantekriege.

1843. Der Plan des Missionsinspektors Hoffmann, die Mission an der Goldküste durch eine Kolonie christlicher westindischer Neger zu erneuern, wird mit Erlaubnis der dänischen und englischen Regierung und mit Unterstützung der Brüdergemeine ausgeführt, aber ohne durchschlagenden Erfolg. Er verpflichtet nun aber die Basler, die Mission an der Goldküste trotz vieler Verluste an Menschenleben aufrechtzuerhalten.

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.
1843.	Der Missionsgehilfe Thompson u. seine Frau gründen eine Schule in Christiansborg.	Die übrigen Kolonisten siedeln sich unter Riis und Widmann in Akropong an. (Riis scheidet 1845 aus, † 1854).
1845.	Drei neue Missionare treffen ein, darunter Hans Nikolaus Riis;	seine Grammatik u. Wörterbuch für das Tschi erscheint 1853.
1846.	Erste Heidentaufen in Christiansborg.	Gründung der Station Aburi, zunächst aber nur bis 1850.
1847.		Erste Heidentaufen in Akropong, darunter der später in Basel zum Missionar ausgebildete David Asante († 1892).
1850. Das dän. Gebiet an der Goldküste wird englisch. Da aber die engl. Regierung bis 1874 für die Kultur wenig tut, bleibt die Mission der wichtigste Kulturfaktor.	Die Missionsleitung drängt auf Organisation: Teilung zwischen dem Ga- und dem Tschidistrikt, wenige, stark besetzte Stationen, gesunde Wohnungen, eingeborene Helfer.	
1854. Die engl. Regierung bombardiert Christiansborg, weil die Eingeborenen wegen einer Kopfsteuer sich empört haben.	Die Gemeinde in Christiansborg löst sich zeitweise auf. Christl. Flüchtlinge v. Christiansborg siedeln sich in Abokobi an, das emporblüht. Spedition und Ladengeschäft in Christiansborg.	Seit 1851 Missionsversuche im Akem-Gebiet durch den Freimissionar Süß.

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.
1856.		Katechistenanstalt zu Akropong für beide Gebiete, später Predigerseminar.
1857.	Abokobi wird Hauptstation mit Mädchenanstalt u. mehreren Außenstationen. Werkstätten in Christiansborg, das sich allmählich erholt.	Dieterle in Aburi, wo er bis 1880 wirkt. Station mit Mädchenanstalt, Christenquartieren, dient auch als Erholungsstation für leidende Missionare.
	Ordnung des Schulwesens. Gottesdienstordnung. Gemeindeordnung. Sklavenfrage.	
1858.	Erstes Missionsfest an der Goldküste in Christiansborg.	Station in Date, wo David Asante seit 1864 als Pastor wirkt.
1859.	Odumase im Krobolande (Adangme-Dialekt) Hauptstation.	Aufblühen des Schulwesens.
	Christiansborg nimmt zu. Eine Straße angelegt von Christiansborg nach Abokobi, Aburi, Akropong, Odumase bis zum Volta. Die Versuche (1856—1878), im großen Stil rationelle Landwirtschaft zu treiben, gelingen nicht. Gründung der Missionshandlung (1859).	
1860.		Gyadam wird zerstört.
1861.		Kyebi im Akem-Gebiet wird Station.
1862.		Die Katechistenschule in Akropong wird zum Predigerseminar ausgestaltet.
1864.		Station in Anum östlich vom Volta gegründet, aber politisch und missionarisch unsicher.
1867.	Adâfo an der Voltamündung Station, bald auch Adâ-Stadt.	

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.
1868.		Christuskirche in Akropong, Wachstum der Gemeinde.
1869. Die Akwamer rufen gegen die Anumer und Eweer in einem Kriege die Asanteer zu Hilfe.		Die Asanteer zerstören die Station Anum und führen die Missionare Ramseyer und Kühne nach Kumase, wo sie 4½ Jahre als Gefangene bleiben.

3. Periode 1869—1908.

Vom Aiantekrieg bis zur Gegenwart.

1869—1874 Asantekrieg.		Christallers Bibelübersetzung in Tschi.
1870.		(Dazu 1875 Grammatik. 1881 Wörterbuch).
1874. Eine engl. Expedition unter Wolseley besiegt u. erobert Asante, das sich zu Verträgen herbeilassen muß. Die Goldküste wird bis an die Grenze von Asante zur Kolonie erklärt. Die Sklaverei wird aufgehoben.		Ramseyer und Kühne befreit. — Vor und nach dem Asantekriege ersichtliches Wachstum Akropongs.
1876.		Station Begoro in Akem. Station Abetifi in Okwawu, Missionsvorposten gegen Asante (seit 1888 z. engl. Kolonie gehörig); blühende Entwicklung.
1878.		Buck (1878—1883 †) vermehrt v. Kyebi aus durch Reisepredigt und Gemeindegründungen d. Christentum unter den Akemern.

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.
1881.	Afrikanische Generalkonferenz. Gegenstände: Ausdehnung der Mission nach Asante und über den Volta; möglichste Selbständigkeit der Gemeinden; Disziplinfragen; Vermehrung der Kirchensteuer. — Seitdem rasches Steigen der eingeborenen Pfarrerzahl; doch bedürfen die Gemeinden noch europäischer Leitung.	Vereinzeltes Vordringen in das Gebiet von Fante, Agona und Kotoku. Wiedervordringen nach Anum.
1882—1883.	Visitationsreise des 2. Inspektors Hermann Prätorius durch das afrikanische Missionsgebiet. Er stirbt im April 1883 zu Akra. Englisches Schulgesetz.	
1883.		Die Hauptstation für Akem von Kyebi nach Begoro verlegt.
1885.	Taufe der ersten Christen aus d. räuberischen Stamme der Odonko in Abokobi.	In Aburi Missionsarzt und Sanatorium. Wachstum der Gemeinden in Akwapem. — Die Roheiten des christenfeindlichen Königs Ata von Kyebi veranlassen allerlei Christenquälereien.
	Einführung eines Ehegesetzes durch die englische Regierung.	
1886.		Missionsstation Nsaba für Agona-Fante.
1887. Die Engländer züchtigen Akem und erzwingen dort Religionsfreiheit.		Nach dem Tode König Atas Christenverfolgung in Akem, durch englisches Eingreifen beendet. Religionsfreiheit. Starkes Wachsen des Christentums in Akem.
1888.		Anum wieder Missionsstation. [Außenstationen Ntschumuru und Worawora).

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.
1890. Durch den deutsch-englischen Vertrag über Deutsch-Togo kommen die Voltamission u. das Hinterland Anums in die deutsche Interessensphäre. — Neuordnung des Schulwesens durch Eingreifen d. englischen Regierung, die den Regierungszuschuß nur bewilligt, wo die Schulen den Wünschen der Regierung entsprechen.	Durch die Zunahme des Handels mit Gummi und Branntwein und mannigfache Wanderlust Hemmungen in der Mission. Konkurrenz durch Wesleyaner, Katholiken und Mohammedaner. Vordringen der Voltamission, aber Sprachschwierigkeiten. — Den Missionaren wird erstmalige Heimkehr zur Erholung schon nach 3 Jahren afrikanischen Dienstes erlaubt. — Schwierigkeiten durch das englische Gesetz über kirchliche Trauungen. — Große Missionsfestkollekten in Afrika. — Das Schulwesen wird den Forderungen der Regierung angepaßt, doch unter Wahrung der eigentlichen Missionsinteressen; daher allerlei Änderungen im Schulwesen. — Zunehmend schädlicher Einfluß europäischen Handels und europäischer Unsittlichkeit.	
1892. Eingreifen d. englischen Regierung gegen die Menschenopfer in Krobo.	Die Mission im Küstengebiet ist wenig fruchtbar.	
1895—1896. Expedition d. Engländer n. Kumase. Auflösung des Asantereiches. Die Asantelände werden der Kolonie einverleibt.		
1896.		Ramseyer eröffnet die Station Kumase in Asante.
1898—1899.		Prediger-Seminar in Abetifi. Das Tschi-Gebiet in einen westlichen und einen östlichen Distrikt geteilt.
1900. Die Asanteer empören sich und belagern die englische Garnison in Kumase. Die Engländer versuchen, den Aufstand zu unterdrücken.		Die Missionare von Kumase werden mit den Engländern belagert. Es gelingt ihnen zu fliehen. Christen und Lehrer werden vertrieben.

Politische Ereignisse.	Basler Mission im Ga-Gebiet.	Basler Mission im Tschi-Gebiet.
1901.		Kumase wird wieder als Station besetzt. — Kyebi wird wieder als Station aufgenommen.
1902.		Abtretung von Außenstationen, Gemeinden u. Schulen in Deutsch-Togo an die Nordd. Mission.
1907.		Verlegung d. Stationsgebäude in Kumase.

Resultat im Jahre 1908: In einem Gebiete von etwa ½ Mill. Einwohnern wirken 56 europäische Missionsarbeiter, 20 eingeborene Pfarrer, 136 Katechisten, 102 christliche Lehrer und Gehilfen beiderlei Geschlechts. — 11 Stationen mit 183 Filialen und Außenstationen. Zahl der Christen: 21 663; davon 9971 Kommunikanten. Zuwachs des letzten Jahres 485; Taufbewerber 613. — Zahl der Schulen 155; Zahl der Schüler u. Schülerinnen 6265. Regierungsbeiträge für Schulen 61 000 Fr. — Die Gemeinden haben im Jahre 1908 geleistet an Kirchensteuer, Kollekten, Beiträgen und Schulgeldern nahezu 87 000 Fr.

Statistik der Basler Mission auf der Goldküste

1828—1908.

Jahr	Missionare				Eingeb. Arbeiter				Heidentaufen	Kommunikanten	Gemeindeglieder	Schüler	Stationen	Filialen und Außenstation.
	ordinierte	für Industrie und Handel	Missionsärzte	Ledige Missionarinnen	ordinierte	Katechisten	Lehrer und Lehrerinnen	Evangelisten und Helfer						
1828	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
1838	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
1848	5	1	—	—	—	—	3	—	—	—	ca. 50	—	3	2
1858	12	10	—	3	—	18	7	—	—	218	385	276	6	6
1868	16	14	—	1	1	22	—	1	—	569	1 209	752	8	13
1878	18	15	—	2	7	34	44	5	366	1732	3 607	1135	9	30
1888	21	10	2	3	18	51	64	28	458	2813	7 495	2253	10	92
1898	34	16	2	4	20	93	114	36	1206	7011	16 097	4597	10	166
1908	31	21	1	3	20	136	102	—	1022	9971	21 663	6265	11	183

Register.

Aberewa-Kult 132
Abetifi, Stat. 76 ff.
Abokobi, Stat. 35 ff. 65 f.
Aburi, Stat. 61. 104
Adafo, Stat. 51 ff.
Ada-Stadt 58 f.
Älteſtenamt 67
Ärztliche Miſſion 107 ff.
Agogo, Filial 79
Akem, Landſchaft 17. 40 ff. 80. 96 ff.
Akra, Stat. 65
Akropong, Stat. 15 ff. 20 ff. 60 ff.
Aldinger, Miſſ. 50
Anſiedlungen von Chriſten 67 f.
Anum, Stat. 54 ff. 92 ff.
Apenkwa, Filial 65
Aſante, D. Miſſ. 28. 93 f. 97
Aſante-Miſſion 75. 115 ff.
Aſante, Reich 17 f. 74. 113 ff.
— Aufſtand 117 f.
Ata, König 99 ff.

Bana-Mittelſchule 52
Bantama, Totenreſidenz 116
Baum, Miſſ. 43 f.
Begoro, Stat. 76. 80 ff. 99
Blaukreuz-Vereine 133
Bismarckburg 95
Boem, Landſchaft 95
Bohner, Miſſ. 65
Bompata, Filial 79
Buck, K. Miſſ. 97 ff.

Clerk, N. Miſſ. 95
Chriſtaller, Miſſ. 24. 70
Chriſtiansborg, Stat. 12 ff. 19. 28 ff. 63 f. 83. 107

Date, Filial 61 f.
Dauromadam, Stat. 43 f.
Denkira, Miſſionspoſten 110
Dieterle, Miſſ. 25. 61

Eckhardt, Dr. 52. 107

Fante, Landſchaft 109 ff.
Fetzer, Miſſ. 54
Finckh, Frl., ärztl. Gehilfin 109
Fiſch, Dr. 107 ff.
Fritz, Miſſ. 65

Gemeindeordnung 67
Glatzle, Miſſ. 80 f.
Goldfieber 103
Goldküſte 1 ff.
Pflanzenwelt 3. — Tierwelt 3 f. — Klima 5 f. — Bewohner 5 f. — Geſchichte 7 ff. 122 ff. — Kolonie 124 ff. — Soziale Verhältniſſe 126 ff. — Stand der B. Miſſion 128 ff. — Wirtſchaftliche Verhältniſſe 125 ff.
Gyadam, Stat. 42 ff.

Haaſis, Frau 118
Hall, eingeb. Pfarrer 94
Halleur, Miſſ. 21 ff.
Handel, Miſſ. 76
Heck, Miſſ. 65
Heidentum 6 f. 132
Heinze, Miſſ. 15
Henke, Miſſ. 14
Herzog, Miſſ. 43
Hey, Dr. 52, 109
Hoffmann, W. Miſſionsinſp. 20
Holzwarth, Miſſ. 14
Huckuff, H. 10
Huppenbauer, D. Miſſ. 98

Induſtrie 71 ff. 85 f.
Islam und ſein Einfluß 133 f.

Jäger, Miſſ. 15
Joſenhans, Miſſionsinſp. 88
Joſt, Miſſ. 118

Kakao-Fieber 133
Kakao-Kultur 103
Klaus, Missionskaufm. 54 ff.
Kolonisten, westind. 19 ff.
Köster, Miss. 25
Kotoku, Landschaft 111 f.
Kratschi, Missionsposten 95
Krauß, Miss. 90
Krobo, Landschaft 46 ff.
Kühne, Missionskaufm. 56 f. 74
Kukurantumi, Stat. 45
Kumase, Stadt 17. 74. 113 ff.
Kwanyakō, Filial 110
Kyebi, Stat. 45 f. 76. 96 ff.

La, Filial 31, 64 f.
Landwirtschaft 70 f.
Literarische Arbeiten 70. 85
Locher, Miss. 31. 34. 49

Mader, A. Miss. 25
Mangso, Missionsposten 111
Maxwell, W. Sir 116
Meischel, Miss. 25
Missionshandlung 53
Mittelschulen 69 f.
Mohenu, P. Fetischpriester 39
Mohr, J. Miss. 25
Mohr, A. Miss. 76. 80. 101
Müller, J. Miss. 55 f. 94
Mürdter, Miss. 16 f.

Nationalgehilfen 66.
Ningo, Stadt 12.
Nkonya, Landschaft 94
Nsaba, Stat. 111 f.
Ntschumuru, Missionsposten 94

Oda, Filial 112
Odumase, Stat. 49 ff. 109
Okwawu, Landschaft 76 ff.
Opfer des Klimas 87

Perempe, König von Asante 114 f.
Prätorius, Missionsinsp. 88 ff.
Predigerseminar 69 f.
Preiswerk, W. 89
Protten, Chr. 10 f.
Polygamie 67

Ramseyer, Miss. 56 f. 74 ff. 113 ff.
Riis, A. Miss. 15 ff. 19 ff.
Riis, H. N. Miss. 24 f.
Rösler, Miss. 101
Rottmann, H. Missionskaufm. 54
Rottmann, W. Miss. 110

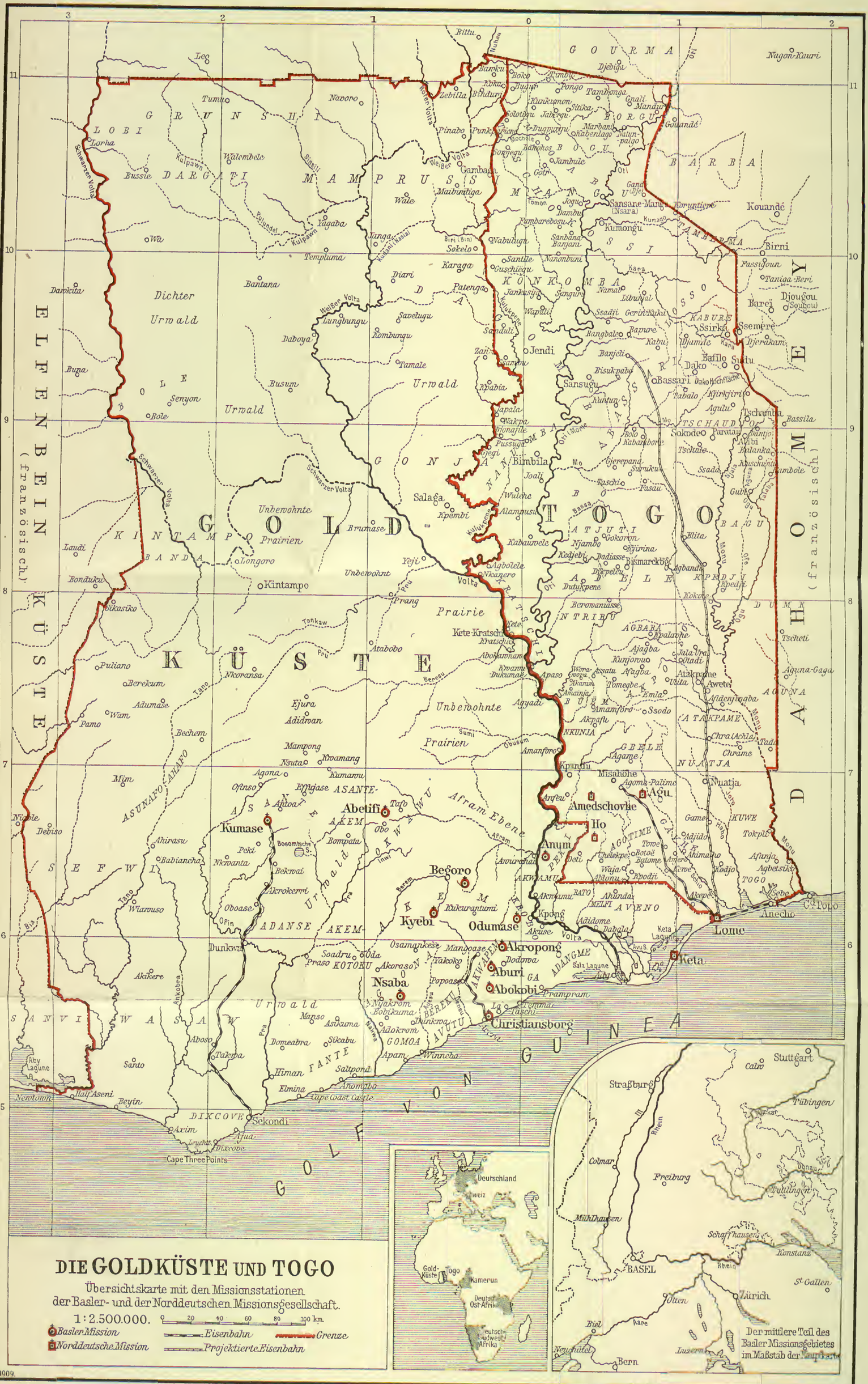
Salbach, Miss. 14.
Schall, Miss. 65
Schiedt, Miss. 24, 29 f.
Schmid, Miss. 14
Schott, Missionsinsp. 88
Schrenk, Miss. 63
Schulwesen 68 f.
Sebald, Miss. 24
Seeger, Miss. 65
Sitzler, Miss. 111
Sklaverei 67
Soadru, Filial 111.
Stanger, A. Miss. 16 f.
Stanger, J. Miss. 30. 34
Steinhauser, Miss. 31. 36 ff.
Straßenbau 72
Strömberg, Miss. 44 f.
Süß, S. Miss. 25. 41 ff. 111

Täschi, Filial 31. 64
Thompson, G. Missionsgehilfe 21

Visitation 87 ff.
Volta-Mission 52 ff. 92 ff.
Vortisch, Dr. 109

Weller, Miss. 118
Werner, Miss. 76. 79
Widmann, Miss. 18 ff. 63
Worawora, Missionsposten 95

Zimmermann, J. Miss. 31. 36 ff. 49 f. 70



Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel.

Kartographie W. Brendel, Blankenburg a. H.